

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

Juni 1897.

No. 6.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.

(Fortsetzung.)

Die modernen Synergisten berufen sich ferner auf Schriftstellen, welche die Bekehrung als „ethischen Vorgang im Menschen“, als „eine Bewegung“ beschreiben, „die nicht nur an, sondern in seinem Willen sich vollzieht“. Ohne Zweifel stellt die Schrift die Bekehrung, die Buße, den Glauben als etwas hin, was im Menschen, im Herzen des Menschen vor sich geht, ja als etwas, was der Mensch thut, als eine Bewegung, einen Act des menschlichen Willens. Der hebräische Ausdruck כּוּפּוּ , „umkehren“, der griechische $\epsilon\pi\iota\sigma\tau\rho\acute{\epsilon}\phi\epsilon\iota\upsilon$, meist intransitiv gebraucht, se convertere, „sich bekehren“, wie der andere $\mu\epsilon\tau\alpha\nu\omicron\sigma\epsilon\iota\upsilon$, „seinen Sinn ändern“, bezeichnet ein Thun des Menschen. Von den Bewohnern Ninives, denen Jona predigte, wird gesagt, daß sie „sich bekehrten von ihrem bösen Wege“, כּוּפּוּ . Jona 3, 10. Oder, daß sie „Buße thaten“, $\mu\epsilon\tau\epsilon\nu\acute{o}\eta\sigma\alpha\nu$, „nach der Predigt Jonas“. Matth. 12, 41. Von den Bewohnern von Lydda und Saronia heißt es, daß sie „sich bekehrten zu dem Herrn“, $\epsilon\pi\acute{\epsilon}\sigma\tau\rho\epsilon\psi\alpha\nu$, Apost. 9, 35. Der Apostel erinnert die Christen in Thessalonich an den Anfang ihres Christenthums mit den Worten: $\pi\acute{\omega}\varsigma \epsilon\pi\epsilon\sigma\tau\rho\acute{\epsilon}\psi\alpha\tau\epsilon$; „wie ihr euch bekehrt habt zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott.“ 1 Thess. 1, 9. 1 Petr. 2, 25. lesen wir: „Denn ihr waret wie die irrenden Schafe, aber habt euch nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen“ — $\epsilon\pi\epsilon\sigma\tau\rho\acute{\alpha}\phi\eta\tau\epsilon$. Der zweite Aorist des Passivs $\epsilon\pi\iota\sigma\tau\rho\alpha\phi\eta\nu\alpha\iota$ hat immer mediale Bedeutung. So ist es nach der Schrift allerdings auch der Mensch, und wahrlich nicht Gott, welcher gläubig wird, und welcher glaubt. Die Bekehrung der Niniviten wird auch mit den Worten beschrieben: „Da glaubten“, וַיִּשְׁמְעוּ , „die Leute zu Ninive an Gott.“ Jona 3, 5. Von den Heiden, denen Paulus und Barnabas predigten, wird gesagt: „Da es aber die Heiden hörten, wurden sie froh und priesen das Wort des Herrn, und wurden gläubig“, $\epsilon\pi\acute{\iota}\sigma\tau\epsilon\upsilon\sigma\alpha\nu$, wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.“ Apost. 13, 48. Dreimal in der Schrift wird von dem, der an

Christum glaubt, bezeugt: „Wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden.“ Jes. 28, 16. Röm. 9, 33. 1 Petr. 2, 6. Christus selbst nennt den Glauben ein Werk des Menschen. Als die Juden ihn fragen: „Was sollen wir thun, daß wir Gottes Werke wirken?“ das heißt: „Welches sind denn die von Gott geforderten und Gott wohlgefälligen Werke, die wir wirken sollen?“ — da antwortete er: „Das ist Gottes Werk“, das ist, das Werk, welches Gott von euch fordert, „daß ihr an den glaubet, den er gesandt hat.“ Joh. 6, 28. 29. Der Ausdruck τὸ ἔργον τοῦ θεοῦ B. 29. ist offenbar ebenso zu verstehen, wie der Ausdruck τὰ ἔργα τοῦ θεοῦ B. 28. Die Antwort correspondirt der Frage. Der Genitiv τοῦ θεοῦ ist beide Male der genitivus objecti. Durchweg ist hier von Werken, die der Mensch wirkt, und zwar von solchen Werken die Rede, die vor Gott als solche, als gute Werke gelten, die Gott wohlgefallen, die er von dem Menschen haben will. Jetzt im Neuen Testament will Gott dieses Eine Werk von dem Menschen haben, in welchem alle andern Werke schon mitbegriffen sind, daß der Mensch an Christum glaube, den er zum Heil der Welt in die Welt gesandt hat. Luther bemerkt zu Joh. 6, 29.: „Gottes Werk wirken ist nicht gut Deutlich geredet; aber wir müssen's also stehen lassen, um des Worts willen operemini, das heißt wirken, und darum müssen wir unsere Sprache nach der hebräischen lenken. Es ist nicht allein Gottes Werk, was er thut als Gott, sondern auch was wir thun. . . . Also werden im Psalm und den Propheten auch Gottes Werke solche Werke genannt, die wir thun aus Gottes Befehle und Geheiß, damit ihm gedient werde.“ VII, S. 2211. Der Glaube wird in der Schrift ein Gehen, ein Kommen zu Christo genannt, ἐρχεσθαι. „Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubet, den wird nimmermehr dürsten.“ Joh. 6, 35. Der Glaube ist ein geistiges Gehen, Kommen, eine innerliche Bewegung; wer da glaubt, bewegt, lenkt seine Gedanken, seinen Willen zu Christo hin. Der Glaube ist nach der Schrift Gehorsam, herzlicher, williger Gehorsam. St. Paulus redet öfter von dem Gehorsam des Glaubens, z. B. Röm. 1, 5. und schreibt Röm. 6, 17.: „Aber ihr seid nun gehorsam geworden von Herzen dem Vorbilde der Lehre, welchem ihr ergeben seid.“ Der Glaube erscheint nach der Schrift als Annahme, Aufnahme Christi oder des Worts Gottes. „Wie ihr nun angenommen habt den HErrn Jesum Christum, so wandelt in ihm.“ Col. 2, 6. „Darum auch wir ohne Unterlaß Gott danken, daß ihr, da ihr empfanget von uns das Wort göttlicher Predigt, nahmet ihr es auf, nicht als Menschen Wort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, welcher auch wirkt in euch, die ihr glaubet.“ 1 Theß. 2, 13.

Wir finden also, daß die Schrift von dem Menschen als Subject aussagt, daß er von seinem bösen Wege umkehrt, daß er sich zu dem lebendigen Gott oder zu dem HErrn Christo bekehrt, daß er seinen Sinn ändert, daß er glaubt, zu Christo hingeht, daß er dem Evangelium von Herzen gehorsam wird, daß er Christum und sein Wort in sich aufnimmt, sich zueignet. Wir

können nach der Schrift die Befehrung, den Glauben ein Werk des Menschen nennen, auch ein Verhalten des Menschen, ja können mit Fug und Recht auch von einem freien, persönlichen Verhalten des Menschen reden, sofern man die Freiheit, die Willigkeit dem Zwang entgegensetzt. Wir könnten uns allenfalls die Aeußerung Franks gefallen lassen: „Um ein Thun, ein ποιεῖν, handelt sich's für die welche das Wort gehört haben und deren Herzen davon getroffen worden sind (Act. 16, 30.; 2, 37.); nicht bloß um ein Sich-ziehen-lassen, ein Nachgeben gegenüber dem göttlichen Gnadenzug, sondern um ein Zusammenraffen seiner ganzen Kraft, ein Gewaltthun und Ansichreißen (βιάζεσθαι und ἀρπάζειν Matth. 11, 12.). Insofern gibt es Keinen, der nicht willentlich befehrt worden wäre.“ System der christl. Wahrheit. II, S. 330. Nur daß der Schriftbeweis, die Berufung auf Act. 16, 30.; 2, 37., sehr weit hergeholt ist. Die Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ läuft doch auf die andere hinaus: Wie soll ich es anfangen, daß ich selig werde? Wie werde ich selig? Das ποιεῖν ist hier nicht so zu premiren. Indeß die obigen Citate beweisen zur Genüge, daß die Schrift die Befehrung, den Glauben als ein Thun, ποιεῖν des Menschen beschreibt. Aber wie? Folgt nun wirklich aus diesem ποιεῖν, diesem Thun und Wirken des Menschen eine Synergie des menschlichen Willens mit dem göttlichen Willen im Act der Befehrung? Wir bleiben zunächst bei Frank stehen. Er sagt in dem betreffenden Abschnitt, a. a. O. S. 327 ff. jenes Thun des Menschen, von dem die Schrift sagt, ohne Weiteres als „spontane Bethätigung“, „spontane Selbstbestimmung“ des Menschen. Er schreibt: „Darauf daß es zu wirklicher geistlicher Spontaneität, zu persönlicher Erfassung des Heils komme, ist es schon mit dem Zeitpunkt der Berufung abgesehen.“ Persönliche Erfassung des Heils und geistliche Spontaneität sind ihm identische Begriffe. Alles Thun, sittliche, persönliche Thun des Menschen gilt ihm eo ipso als spontanes Thun. Und so im Grunde alle „neueren“ Theologen. Das ist aber eine böse Begriffsverwirrung. Es ist doch wahrlich zweierlei Ding, ob ein Mensch etwas thut, oder ob er das, was er thut, aus sich selber, aus eigenem Impulse thut. Auch williges Thun ist nicht ohne Weiteres spontanes Thun. Es kann gar wohl ein anderer Wille, eine andere Person den Menschen dazu bestimmen, etwas zu thun, und auch gern und willig das zu thun, wozu der Andere ihn bestimmt. Wenn Einer seinen bisherigen Weg verläßt und einen andern Curs einschlägt, wenn er seines Herzens Meinung und Gesinnung ändert, so braucht dies nicht nothwendig das Resultat seiner eigenen Reflexionen zu sein, so kann gar wohl ein Anderer ihn zu solcher Wandlung vermocht haben. Wenn Jemand einer Lehre, die ihm übermittelt wird, zufällt und dieselbe von Herzen annimmt, so kann dies gar wohl der Einfluß und die Wirkung eben dieser Lehre sein. Die oben angeführten Schriftworte beschreiben lediglich das Wesen, wenn man so sagen will, die sittliche Dualität der Befehrung, des Glaubens, bezeugen, daß die Befehrung kein

mechanischer Vorgang ist, sondern eine Bewegung im Herzen, im Verstand und Willen des Menschen, ja ein Act des Willens, sagen aber nichts aus über die Ursache der Bekehrung, des Glaubens, lassen die Frage unentschieden, ob jene *motus spirituales* von dem eignen Ich des Menschen erzeugt oder von einer Ursache, die außerhalb des Menschen liegt, hervorgebracht sind. Wenn die Schrift andernwärts lehrt, daß Gott den Glauben wirkt, so widerspricht dies in keiner Weise dem andern Satz, daß der Mensch eben dies Werk wirkt oder thut, daß er glaubt. Und es ist Unverstand oder Täuscherei, wenn man aus diesen beiden Sätzen ein *mixtum compositum* macht und die Schrift lehren läßt, daß die Bekehrung, der Glaube durch ein Zusammenwirken des göttlichen und menschlichen Willens producirt werde. Wenn man sagt: Der Mensch wirkt eben dies Werk, die Bekehrung, den Glauben, oder: Die Bekehrung ist des Menschen Werk, so gebraucht man hier den Ausdruck „wirken“ und „Werk“ in einem ganz andern Sinn, als wenn man sagt: Gott wirkt die Bekehrung, den Glauben, oder: Die Bekehrung ist Gottes Werk. Der erstere Satz ist eine Aussage über die *forma conversionis*, der zweite Satz eine Aussage über die *causa efficiens conversionis*. Der erste Satz besagt: Der Mensch ist es, welcher dieses Werk thut, ausrichtet, diesen Act vollzieht, daß er sich bekehrt, daß er glaubt. Der Mensch ist es und zwar ausschließlich der Mensch, der da sich bekehrt und glaubt, nicht zugleich auch Gott. Reue, Buße, Glaube sind, und zwar ausschließlich, Bewegungen des menschlichen Geistes und Willens, finden sich nicht zugleich auch in Gottes Herzen. Die Meinung des andern Satzes ist: Gott ist es, und zwar Gott allein und ausschließlich, welcher jene Bewegungen und Acte des menschlichen Geistes und Willens bewirkt, hervorruft, verursacht. Der Mensch ist das ausschließliche Subject der Bekehrung, Gott der ausschließliche Urheber der Bekehrung. Der Mensch allein glaubt, und das hat er allein von Gott. Der Glaube ist nach der Schrift, um dieses wichtige Moment nochmals hervorzuführen, eitel Willigkeit, williger, herzlicher Gehorsam, die eigenste, freudigste Ueberzeugung des Menschen. Aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß Gott eben diese Gesinnung, diese Ueberzeugung in das Herz des Menschen einpflanzt.

Wer nur ein wenig unterscheiden kann und geneigten Willen hat, zu unterscheiden, muß die *fallacia* der Synergisten durchschauen, welcher sie sich damit schuldig machen, daß sie das, was die Schrift von dem Wesen der Bekehrung lehrt, *eis állo gévos* hinüberziehen und in die Frage nach der Ursache der Bekehrung einmengen. Wer solche Schriftworte, wie die oben citirten, einfältig, vorurtheilslos liest und prüft, wird sich überzeugen, daß dieselben überhaupt nichts davon sagen, wie die Bekehrung zu Stande kommt, und also auch den Menschen nicht zum Miturheber der Bekehrung machen. Ja, wir könnten etwa auch hier noch einen Schritt weiter gehen und den Synergisten erwidern, daß in etlichen jener Schriftstellen, in solchen, die sie besonders forciren und für ihre Theorie ausbeuten, wenn man über-

haupt daraus über die *causa conversionis* etwas ersehen kann, vielmehr die entgegengesetzte Anschauung durchblickt. Wenn St. Paulus 1 Thess. 2, 13. Gott dafür dankt, daß die Christen in Thessalonich das Wort göttlicher Predigt, das sie empfangen haben, auch als Gottes Wort aufgenommen haben, betrachtet er dann nicht eben dieses Thun der Thessalonicher, die Aufnahme des Worts, als Gabe Gottes? Man dankt doch Gott für das, was er gegeben hat. Wo der Apostel die römischen Christen daran erinnert, daß sie der evangelischen Lehre von Herzen gehorsam geworden sind, Röm. 6, 17., fügt er hinzu, daß sie in eben diese Form der Lehre übergeben worden sind. Das Letztere fällt doch offenbar mit dem Ersteren in Eins zusammen. Daß sie von Herzen gehorsam geworden sind, ist so geschehen, daß Gott sie, ihre Herzen, in diese Lehre hineingegeben hat.

Vor Allem aber schlagen die Synergisten aus solchen Schriftworten Capital, welche „das Nichtzustandekommen der Befehrung als Schuld des Menschen“ hinstellen. Aus der Nichtbefehrung machen sie einen Rückschluß auf die Befehrung. Zu den oben angeführten Belegen fügen wir noch ein Dictum eines amerikanischen Theologen hinzu. In Schmidts „Altes und Neues“, Band 5, S. 333, findet sich folgender Satz: „Die Schrift lehrt aber klar, daß die Befehrung und Seligkeit der Berufenen nicht in jeder Hinsicht oder in jedem Sinne von Gott allein abhängt. Vgl. Jes. 5, 4. Matth. 23, 37. Luc. 7, 30. 13, 23. 24. Joh. 12, 35. 36. 1 Cor. 9, 24—27. Röm. 11, 19—22. Gal. 6, 7. 8. Offenb. 3, 5. 10. 11. 12.“ Hier citirt Schmidt solche Schriftstellen, in denen Befehrung, Gabe vom Menschen gefordert wird. Ferner solche Stellen, in denen Befehrte zur Beharrung im Glauben, zum Kampf vermahnt werden und eben hiervon die schließliche Seligkeit abhängig gemacht wird. Mit den ersteren haben wir uns schon auseinandergesetzt, mit den letzteren haben wir es nicht hier zu thun, wo wir von der Befehrung selbst handeln, nicht von dem Verhalten der Befehrten. An die Spitze seines Schriftbeweises aber stellt Schmidt Schriftaussagen über diejenigen, welche sich nicht befehren, und folgert aus denselben, daß die Befehrung in gewisser Hinsicht, in gewissem Sinn vom Menschen abhängt.

Wir vergegenwärtigen uns zunächst, um die Beweiskraft dieses synergistischen Arguments zu prüfen, eine Reihe prophetischer Aussprüche, welche die Unbußfertigkeit des Volkes Israel und somit das Verhalten derer, die sich nicht befehren, ins Licht stellen. „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben. Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht; du plagst sie, aber sie bessern sich nicht (eigentlich: sie weigern sich, Zucht anzunehmen); sie haben ein härter Gesicht, denn ein Stein (machen ihr Gesicht härter, als ein Fels), und wollen sich nicht befehren (weigern sich, umzukehren).“ Jer. 3, 5. „So spricht der Herr: Tretet auf die Wege, und schauet, und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt darinnen: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Aber sie sprechen:

Wir wollen es nicht thun (Wir wollen nicht gehen). Ich habe Wächter über euch gesetzt; merket auf die Stimme der Trompeten. Aber sie sprechen: Wir wollen es nicht thun (Wir wollen nicht hören). Darum so höret, ihr Heiden, und merket sammt euren Leuten. Du Erde, höre zu: Siehe, ich will ein Unglück über dies Volk bringen, nämlich ihren verdienten Lohn, daß sie auf meine Worte nicht achten und mein Gesetz verwerfen.“ Jer. 6, 16—19. „Ich habe euern Vätern des Tages, da ich sie aus Egyptenland führte, weder gesagt noch geboten von Brandopfern und andern Opfern; sondern dies gebot ich ihnen und sprach: Gehorchet meinem Wort, so will ich euer Gott sein und ihr sollt mein Volk sein, und wandelt auf allen Wegen, die ich euch gebiete, auf daß es euch wohl gehe. Aber sie wollten nicht hören, noch ihre Ohren zuneigen, sondern wandelten nach ihrem eigenen Rath und nach ihres Herzens Gutdünken, und gingen hinter sich und nicht vor sich (wandelten in dem Starrsinn ihres bösen Herzens, und kehrten mir den Rücken und nicht das Angesicht). Ja, von dem Tage an, da ich eure Väter aus Egyptenland geführt habe, bis auf diesen Tag, habe ich stets zu euch gesandt alle meine Knechte, die Propheten. Aber sie wollten mich nicht hören, noch ihre Ohren neigen, sondern sind halsstarrig (machen hart ihren Nacken), und machen es ärger, denn ihre Väter. Und wenn du ihnen dies schon alles sagst, so werden sie dich doch nicht hören; rufst du ihnen, so werden sie dir nicht antworten. Darum sprich zu ihnen: Dies ist das Volk, das den HErrn, ihren Gott (auf die Stimme des HErrn, seines Gottes), nicht hören noch sich bessern will (noch Zucht annimmt). Der Glaube ist untergegangen und ausgerottet von ihrem Munde.“ Jer. 7, 22—28. „Sie weigern sich, sich zu befehlen.“ Jer. 8, 5. „So sprich nun zu denen in Juda und zu den Bürgern zu Jerusalem: Siehe, ich bereite euch ein Unglück zu, und habe Gedanken wider euch; darum kehre sich ein Jeglicher von seinem bösen Wesen, und bessert euer Wesen und Thun. Aber sie sprechen: Da wird nichts aus (Umsonst!), wir wollen nach unsern Gedanken wandeln, und ein Jeglicher thun nach Gutdünken seines bösen Herzens (den Starrsinn seines bösen Herzens thun).“ Jer. 18, 11. 12. „Ich habe dir es vorher gesagt, da es noch wohl um dich stand, aber du spracheft: Ich will nicht hören. Also hast du dein Lebetag gethan, daß du meiner Stimme nicht gehorchtest.“ Jer. 22, 21. „Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, gehe hin zum Hause Israel und predige ihnen mein Wort. . . . Aber das Haus Israel will dich nicht hören, denn sie wollen mich selbst nicht hören; denn das ganze Haus Israel hat harte Stirnen und verstockte Herzen.“ Jes. 3, 4. 7. Das Haus Israel ist „ein ungehorsames Haus“, „ein widerspenstiges Geschlecht“, מִרְיָא. Hesek. 2, 5. 8. 3, 9. 2c.

Welches ist der Gehalt dieser Prophetenworte? Ein Gegensatz geht durch dieselben hindurch. Dem, was Gott gethan, wird mit „Aber“, „Aber“ das Thun Israels entgegengesetzt. Was Gott seinem Volk gethan,

steht in grellem Contrast zu dem, wie das Volk das, was Gott ihm gethan, erwidert. Gott hat Israel sein Gesetz gegeben, ihm geboten, in seinen Wegen zu wandeln, damit es ihm gut ginge. Aber sie wollten nicht hören noch ihre Ohren den Geboten Gottes zuneigen. Sie wandelten nicht in seinen Wegen. Da sandte Gott ihnen Propheten, Wächter, die riefen die Ungehorsamen, Abtrünnigen zur Buße, daß sie von ihren bösen Wegen umkehren sollten. Aber sie wollten auch die nicht hören, ihre Ohren auch nicht der Stimme der Propheten zuneigen. Gott selbst redete und rief sie durch die Propheten. Aber sie wollten Gott selbst nicht hören. Der Herr bekräftigte seinen Bußruf durch ernste Drohungen. Er hat schon ein Unglück wider sie im Sinne. Ja, er hat sie schon geschlagen und gezüchtigt. Aber sie fühlen es nicht, sie achten es nicht, sie nehmen nicht Zucht an. Gott hat auch gute Worte zu ihnen geredet, hat durch seine Knechte, die Propheten, ihnen den guten Weg vorgelegt, damit sie Ruhe finden möchten für ihre Seelen. Die Stimme der Propheten lautete auch dahin: „Warum willst du also sterben, du Haas Israel? Denn ich habe keinen Gefallen am Tode des Sterbenden, spricht der Herr Herr. Darum bekehret euch; so werdet ihr leben.“ Hesek. 18, 31. 32. Gott hat an Ernst und Liebe nichts gespart, um sie zur Umkehr zu bewegen. Aber es ist alles umsonst. Sie wollen sich nicht bekehren. Wiederholt wird hervorgekehrt: „Sie weigern sich, sich zu bekehren.“ Gott nöthigt sie, aber sie weigern sich, widerstreben, sind widerspenstisch. Mit dem Exempel des unbußfertigen Israel ist das Verhalten aller derer gekennzeichnet, welche sich nicht bekehren. Der Gegensatz zwischen Gottes Thun und Israels Thun schließt aber zugleich in sich, daß der Mensch, wie das Subject, so auch die Ursache, die eigentliche causa efficiens der Nichtbekehrung ist. Gott hat Alles gethan, um Israel zur Umkehr zu bestimmen, Israel aber hat sich dem widersetzt. So liegt es wahrlich nicht an Gott, daß Israel sich nicht bekehrt, sondern allein an Israel. Das Widerstreben, die Unbußfertigkeit wächst aus dem eigensten, innersten Ich des Menschen hervor, hat ihre Wurzel, ihren Grund im Menschen selbst, in seinem bösen Herzen. Das liegt auch in solchen Aussagen, wie die sind, daß „sie nach ihrem eigenen Rath und ihres Herzens Gutdünken wandeln“, „nach dem Gutdünken ihres bösen Herzens“. Ja wohl, es ist noch Kraft und Vermögen in dem natürlichen, unbefehrten Menschen, aber nur eine Kraft zum Bösen. Der Mensch spannt, indem er sich weigert, sich zu bekehren, alle seine Kräfte an, setzt alle seine Kraft an den Widerstand gegen Gott und Gottes Wort. So wird von dem unbußfertigen Israel gesagt, daß es sein Angesicht, seinen Nacken fest, hart macht, daß es halsstarrig ist, in Starrsinn dahingeht. Und solcher hartnäckiger Ungehorsam, den der Mensch aus sich selber leistet, ist darum auch Schuld des Menschen. Und zwar die denkbar größte Verschuldung. Israel hat sich schon damit verschuldet und den Tod verdient, daß es das Gesetz seines Gottes übertreten hat. Aber die Hauptschuld ist die, daß es die

Stimme der Propheten nicht hören will, dem Bußruf des heiligen und barmherzigen Gottes, der es vom Tode retten will, Trotz bietet. Wer das thut, der ist unrettbar dem Tode und Verderben verfallen. So ist es zugleich Klage und Anklage, daß Gott bei den Propheten von Israel bezeugt: „Aber sie wollen nicht hören.“ „Aber sie sprechen: Umsonst!“ Und Gott spricht den Schuldigen das Urtheil mit den Worten: „Siehe, ich will ein Unglück über dies Volk bringen, nämlich ihren verdienten Lohn, darum, daß sie auf meine Worte nicht achten.“

Was hat man nun von dem synergistischen Syllogismus zu halten: Steht es nach der Schrift in des Menschen Hand und Macht, die Bekehrung zu verweigern, dem Bußruf Gottes Widerstand entgegenzusetzen, so steht es auch, wenigstens theilweise, in gewisser Hinsicht, in des Menschen Vermögen, sich zu bekehren, dem Bußruf Gottes Folge zu leisten? Zunächst constatiren wir, daß der Syllogismus, der Schluß vom Gegentheil auf das Gegentheil, folgerichtig also lauten müßte: Wenn der Mensch sich nicht bekehrt, so liegt die Ursache allein in ihm selbst. Also ist auch im Menschen allein Grund und Ursache seines Verhaltens zu suchen, wenn er sich bekehrt. Wenn der Mensch sich weigert, sich zu bekehren, so involvirt das für ihn eine schwere Schuld. Also ist es ein verdienstliches Werk, wenn er sich bekehrt. Wenn man einmal mit Consequenzen operirt, e contrario den Beweis führen will, so muß man auch scharf und präcis folgern. Es ist ein erbärmliches Ding, wenn man, durch anderweitige Reflexionen bestimmt, diese Consequenzen mildert und abschwächt, also im vorliegenden Fall dem Menschen nur eine Mitwirkung bei seiner Bekehrung zuschreibt und die Verdienstlichkeit dieses menschlichen Verhaltens in Abrede stellt. Das Schlüßmachen selbst ist aber hier das *πρῶτον ψεῦδος*. Wenn man aus einer Wahrheit, welche die Schrift bezeugt, durch Folgern und Schließen, mittelst der natürlichen Vernunft, eine neue Wahrheit gewinnen will, so ist das ein arger Verstoß gegen das Schriftprincip. Die Schrift macht den Anspruch, daß der Mensch aus ihr allein, aus ihren klaren Worten, und nicht nebenbei auch wo anders her, seine religiöse Erkenntniß schöpfe. Man verliert allen festen Halt, alle sichere Erkenntniß, wenn man mit seinen Gedanken über das, was der Schrifttext bietet, auch nur etliche wenige Schritte hinausgeht, eine Schriftwahrheit durch Verstandesoperationen zu ergänzen und zu erweitern versucht. Die citirten Prophetenworte handeln, und zwar in concreto, von der Nichtbekehrung, handeln ausschließlich von denjenigen Personen, welche sich nicht bekehren, Gottes Wort nicht hören und annehmen, beschreiben des Näheren dieses übele Verhalten und zeigen, woher das kommt und wohin das führt. Was es mit den andern Personen, welche sich bekehren und Gottes Wort annehmen, für eine Bewandniß habe, darüber geben sie auch nicht die leiseste Andeutung. Diese Belehrung über die Unbußfertigkeit, ihr Wesen, ihre Ursache, ihre schlimmen Folgen, ist ein Stück der Lehre für sich und trägt auch ihren Zweck in sich selbst. Sie hat

nicht den Zweck, uns über das Gegentheil, Wesen, Ursache, Folgen der Buße zu orientiren. Sie will den Menschen zu Gemüthe führen, was für ein schreckliches Ding es ist, wenn Einer sich nicht bekehren will. Sie enthält eine Warnung, welche gerade die Bekehrten beherzigen sollen. Denn auch die Bekehrten haben und behalten noch, dieweil sie ihr Fleisch, ihr natürliches böses Herz noch nicht ganz abgelegt haben, Macht und Freiheit zum Bösen, zum Ungehorsam. Ob nun freilich die Bekehrten aus sich selbst im Stande sind, dem Ungehorsam, dem Abfall zu steuern, oder ob solche Warnungen nicht vielmehr in Gottes Hand ein Mittel sind, sie vor Abfall zu bewahren, ist wiederum eine Frage für sich, die wir hier nicht zu erörtern haben. Wenn wir über die positive Seite etwas erfahren und lernen wollen, worin die Befehrung besteht, wie sie gewirkt wird, was sie wirkt, so haben wir uns an andern Orten der Schrift umzusehen, welche ex professo davon handeln. Was aber nun auch die Schrift anderwärts hierüber lehren mag, das wird und kann nimmermehr mit den eben erörterten Schriftworten in Conflict kommen, weil letztere eben über diesen Punkt überhaupt nichts aussagen. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Paul Gentels Leben.

(Fortsetzung.)

Unterdessen wurde ich auch gewahr, daß einige, von denen ich glaubte, daß sie gläubige Nachfolger Jesu wären, mich so beurtheilten wie ich selber. Daher wurde ich in die größte Verlegenheit versetzt. Einige englische Prediger der Methodistenkirche machten ihre erste Erscheinung mit vielem Ansehen des Eifers für die evangelische Wahrheit. Die meisten unter denen waren junge und unerfahrene Lehrer, die eben auch mit vielem blinden Eifer für ihre Parthei arbeiteten; diese erklärten ihr Mißtrauen zu mir insofern, daß sie ihren Gemeindegliedern untersagten, mich zu hören. Durch dies alles wurde die Unruhe in mir von Tag zu Tag vermehrt, nicht sowohl deswegen, daß ich glaubte von Menschen verworfen zu sein, sondern daß ich glaubte, von Gott selber verstoßen zu sein. Ich kann keinem Menschen die Unruhe und den Kummer meines Gemüths zu erkennen geben weder mit meiner Feder noch mit den deutlichsten Worten, die ich reden könnte. Drei Monate lang kam wenig Schlaf in meine Augen, da ich öfters in der größten Kälte die ganze Nacht durch mein Holzland ab und zu lief, während welcher Zeit ich auch sehr wenig gegessen habe. Ach, wie elend war mein Zustand! Nichts als die lautere Gnade Gottes bewahrte mich vor der völligen Verzweiflung. Doch nach dem Regen scheint die Sonne. . . . Ich mußte dieses ja alles erfahren, damit ich klüger in den Wegen des Herrn

werden sollte und auch die Versuchungen und Anfechtungen des Satans besser kennen lernen. Ich wurde hingewiesen auf die Führungen Gottes. . . . Da fand ich solchen Trost und Zufriedenheit, daß ich mit vieler Zuversicht zu den Verheißungen Gottes auf den folgenden Sonntag bestellte, wieder zu predigen. . . . Bei solcher Predigt fand ich solche Versicherung in meinem Gemüthe, daß es der Wille Gottes sei, daß ich das Evangelium predigen sollte, wie ich zuvor nie erfahren hatte. Demzufolge entschloß ich mich, den ersten Ruf, der an mich kommen würde zu predigen, anzunehmen, es möchte sein, wohin es wolle.

Gegen die Mitte des Februar wurde ich gebeten, bei einem alten Haushalter, der ein Irländer war, eine Predigt bei ihm in seinem Hause zu halten, welches etwa vierzig Meilen von mir war. Ich trug gar kein Bedenken zu folgen, und reiste des Freitags vorher dahin. Auf dieser Reise fand ich schon Gelegenheit, einem Mann, der mein Reisegefelle war, zu predigen. Dieser war der Nachbar dessen, da ich predigen sollte, und mir unbekannt. Da ich ihm auch unbekannt war, so redete er allerlei Thörichtes, bis er sich nach der Ursache meiner Reise erkundigte. Da ward er still; aber ich redete weiter und hielt ihm eine gesegnete Predigt; Samstag wurde die Bestellung gemacht und des Sonntags predigte ich. Das war die erste Predigt, die jemals in selbiger Gemeinde gehalten wurde. Die armen Leute bezeugten sich froh und begehrten ferner besucht zu werden. Dieser Besuch war an der sogenannten Back Creek in Augusta County bei James Townsend.

Hier muß ich noch einen kleinen Umstand bemerken. Ich hatte einen Traum des Freitag-Nachts, der mich schreckte, daß ich nicht mehr schlafen konnte: Ich meinte, ich sei draußen auf dem Wege und mit vielen Bienen umgeben, die mich stechen wollten, daß ich in viel Noth kam. Ach, dachte ich, wie werde ich doch mit so vielen Feinden zu kämpfen haben bis ich wieder nach Hause kommen kann. Ich stand auf, machte das Feuer an, setzte mich dazu, schlug meine englische Bibel auf und fiel auf die Stelle Amos 3, 8.: Der Löwe brüllt, wer wollte sich nicht fürchten? Der Herr redet, wer wollte weisagen? Ich schlug auf im Neuen Testament Röm. 4, 20. 21., woraus mir etwas Trost zufloß, daß ich mich besser fassen konnte. Wie leicht der erschrickt, der beständig in Furcht lebt! Das war um den 20. Februar 1782. Den andern Tag predigte ich auf der Heimreise bei John Slavan. Meine Predigt machte vieles Aufsehen bei dem Volk, das so lange keine Predigt gehört hatte. Ich wurde ersucht, diese Leute mehr zu besuchen. Ich predigte etliche Male an den nämlichen Orten und auch etwas weiter den Fluß hinab. Alles wurde aber unter gar vielen leiblichen Schwachheiten verrichtet. Ich war sehr abgezehrt, mit Schmerz in meiner Brust und Husten geplagt. So groß meine leibliche Schwachheit war, so war die Unruhe meines Herzens eben so groß unter dem beständigen Bewußtsein meiner Untüchtigkeit, ein solches Amt zu führen aus Mangel an ge-

höriger Erkenntniß der heiligen Schrift. Meine geistliche Armuth leuchtete mir so ein, daß ich oftmals mich vor dem allergeringsten Mann, der nur die Bibel lesen konnte, scheute. Und doch konnte ich mich nicht überzeugen, daß ich alles aufgeben dürfte.

Unterdessen wurde ich ersucht, einen Besuch nach der oberen Nachbarschaft in Green Briar zu machen, welches etwa vierzehn Meilen weiter war. Mein alter Freund John Slavan, welcher eine verheirathete Tochter da wohnen hatte, erbot sich, mit mir dahin zu reisen. Ich ließ also bestellen da zu predigen auf den Ostersonntag. Den Freitag vorher, als am Charfreitag, hatte ich bestellt, unterwegs zu predigen bei Mr. James Ellis; aber nun hatte sich die Unruhe meines Herzens so vermehrt, daß ich an Leib und Seele recht krank ward. Ich hatte mir vorgenommen, von dem Leiden Jesu zu handeln, und erwählte mir das 53. Capitel Jesaiä. Aber, lieber Gott! Ich war kaum im Stande, dasselbe nur recht vorzulesen. Es überfiel mich eine Art Ohnmacht und ich mußte mich auf das Bett legen. Ich hatte etliche Tage wenig gegessen und die Nacht vorher wenig geschlafen. Die armen Leute schienen begierig zu hören, und bezeugten Mitleiden, ob sie wohl nichts wußten von dem, was meine Schwachheit verursachte. Ich habe mich seither oft selber beschuldigt, daß ich meinen Kummer meinem alten Freund Slavan nicht besser anzeigte, welcher, obwohl er wenig aus eigener Erfahrung davon wußte, mir doch viel zu Dienst hätte stehen können, indem er ein redlich gesinnter Mann war und sehr wohl mit der Bibel bekannt war, auch schon viele Jahre in der Welt gelebt hatte. Kein Vater hätte mehr Mitleid mit seinem Sohn beweisen können als dieser Mann mir erwies. Wir ritten den Samstag miteinander über den Alleghenyberg. Dies war das erste Mal, daß ich denselben überstieg. Sonntag, als am ersten Ostertag, predigte ich in dem Haus seines Tochtermannes, Thomas Galsford, vor einer so starken Versammlung als in einer so neu bewohnten Gegend zu erwarten war. Die Leute, die eben auch an mir den ersten Prediger in ihrer Landschaft sahen, waren sehr erfreut, und da die meisten von der alten englischen bischöflichen und Presbyterianerkirche waren, so war ihnen viel darum zu thun, daß ich ihnen ihre Kinder taufen möchte. Des Montags predigte ich sechs Meilen von da bei William Warick; da fand ich es ebenso. Nun fing ich an zu wünschen, ich wäre nur berechtigt, diesen Leuten ihre Kinder zu taufen, besonders da ich sah, daß es ernstlich von mir verlangt wurde; ach, leider, ich werde mich doch noch dazu bequemen müssen, so viel mir bisher auch zuwider war. Die Leute hätten mir gerne etwas beige-steuert zu meinem Unterhalt, nur verbot ich solches; und meine Predigt, besonders am Montag, machte großen Eindruck. Hier waren manche fast erwachsen von den Kindern dieser Leute, die an mir den ersten Prediger sahen und hörten, welches, wie man leicht denken mag, vieles Aufsehen machte. Ich reiste wieder nach Hause unter vielen Bedenken, wie oder auf welche Weise ich es angreifen sollte, aufs Beste zu handeln. Ich hielt mich

zu Haus, versah die nothwendigsten Geschäfte der Haushaltung und predigte an den Sonntagen, wo ich Gelegenheit fand.

Zu Ende des April ermordeten die Indianer zwei Menschen in einem Haus etwa 14 Meilen von mir, wodurch alle Leute in Schrecken geriethen und sich in Festungen begaben. Ich ließ meine Frau und Kinder zu meiner Mutter bringen, etwa 40 Meilen von mir, versteckte vieles von meinem Hausrath und folgte nach, und also wohnten wir selben Sommer da, weil es für sicher gehalten wurde. Hätte ich meiner Frau Rath befolgt, so hätte ich mancher Mühe und Kummer überhoben sein, die mich trafen: sie hielt dafür, ich sollte nach Pennsylvanien reisen und mich bei einigen unserer deutschen Prediger melden, damit Anstalten gemacht würden zu meiner Ordination. Sie meinte, sie sei nun einmal von ihrer Heimath weg und so wäre sie auch zufrieden, weg zu bleiben, ja ferner zu ziehen. Aber mein Glaube war hierzu noch nicht stark genug.

Unsere zeitlichen Güter waren niemals viel. Durch den Krieg, der zwischen England und Amerika entstanden war, gab es gar viel Veränderung im Land. Ich hatte verschiedene Stücke Vieh auf Credit verkauft und wurde mit Papiergeld bezahlt, welches so an seinem Werth verringert ward, daß es endlich für gar nichts mehr passirte, und da ich dann immer noch darauf bestand unentgeltlich zu predigen, so mußte ich auch dafür besorgt sein, womit ich meinen Haushalt durch die Welt bringen sollte. Ich hatte mir einen Anschlag gemacht, auf meinem Wohnplatz eine Mahlmühle zu bauen und einen Mühlknecht zu halten. Beide hatten wir sonst genug für unser Vieh. Alsdann, dachte ich, haben wir unser gutes Auskommen. Ich kann reisen und predigen, wann ich Gelegenheit dazu finde, also bedarf ich keinen Sold; der ist nur für die, welche sich dem völligen Amte widmen; das sollte aber meine Sache niemals werden. . . . Ich wandte dem Entschluß zufolge auch ein Beträchtliches an besagte Mahlmühle, arbeitete selber, hatte auch Hilfe von andern, den Damm zu bauen; deswegen reiste ich wieder dahin, sobald ich meine Haushaltung in etwas eingerichtet hatte, um nach meiner Mühle und Feldbau zu sehen; fand aber die Leute noch alle in Festungen wohnen, worauf ich von einer zur andern reiste und predigte, bis ich wieder über den Alleghenyberg kam und da in einer Festung predigte. Auf dieser Reise fiel mir verschiedenes vor, das mir merkwürdig, und da ich meistens Nachts reiste, weil es für sicher geachtet wurde (doch hatte ich, die Wahrheit zu sagen, wenig Furcht vor Indianern), so fügte es sich, daß ich eines Sonntags Nachts zu meinem Wohnplatz kam bei Mondschein. Ich nahm Welschkorn aus dem Haus und fütterte das Pferd, setzte mich auf ein Stück Holz, das für den Mühlbau zugerichtet war; da beschäftigten sich meine Gedanken auf folgende Weise: Ich sahe, daß ich schon etwas Mühe und Kosten angewendet hatte, um mein Vorhaben auszuführen, aber, fiel mir ein, alles ist umsonst, ich werde den Bau doch nimmer errichtet sehen, viel weniger die Mühle im Gang. Mir fiel ein, daß ich den Winter vor-

her das Haus etliche Male im Traum auf einem großen Sandufer hätte stehen sehen; ach, dachte ich, mein Anschlag wird vereitelt. Gewiß muß ich in das völlige Lehramt, dafür wird mich weder Mensch noch Engel bewahren können, es mag mir auch gehen, wie es will. Dabei überfiel mich eine unbeschreibliche Traurigkeit, so daß ich auf die Erde niedersank und ganz zerronnen war. Ach, dachte ich, was bin ich für ein armes Menschenkind. Ich bin und werde nimmer fähig werden, ein so wichtiges Amt zu verwalten. Ach, was soll ich thun? Was will mein lieber Heiland aus mir machen; wozu kann er mich denn gebrauchen? Ich wäre ja gar wohl zufrieden gewesen, mich meiner Hände Arbeit zu nähren und das Evangelium frei und umsonst zu verkündigen und dabei meine Kinder in der Furcht und Vermahnung des Herrn zu erziehen. . . . Allein alles Seufzen und Klagen bei mir selber brachte mich nicht von dem Gedanken. Ich ritt fort selbige Nacht, acht Meilen weiter auf eine große Plantage. Die Leute waren auch geflüchtet in eine Festung. Hier war ich wohl bekannt, hatte öfters in dieser Haushaltung Privatunterricht gegeben. . . . Den Mann taufte ich im Jahre 1789 und die Frau ließ sich von andern taufen. Ich nahm so viel Korn aus dem Kasten als nöthig war für mein Pferd und führte dasselbe über eine große Wiese, ließ es darin gehen und legte mich in eine Baumschule, die so voller Hecken war, daß ich ganz verborgen lag, nahm meinen Sattel zum Rissen und wickelte mich in meinen Mantel und schlief bald ein, denn es war wohl um die Mitternacht. Bei Anbruch des Tages wurde ich durch einen sonderbaren Traum geweckt, welcher mich zum Lesen des 1. Capitels des Propheten Jeremiä wies. Sobald ich erwachte, begab ich mich auf den Weg, mußte über einen hohen Berg, hatte 6 Meilen an die nächste Festung und war ein wenig nach dem Aufgang der Sonne da, kehrte bei dem Eigenthumsherrn der letztgemeldeten Plantage ein, forderte eine Bibel, schlug das angewiesene Capitel auf und im 6. Vers fand ich deutlich was mir im Traum vorgestellt war; nur war ich besorgt, daß der Feind mit seinen Künsten hier beschäftigt gewesen, mich in einen Betrug zu bringen, und also wurde ich aufs Neue verlegen über der Sache. Ich wußte mir keineswegs zu helfen in der Sache, als mich nur der weisen Führung des Herrn zu übergeben. Ich verrichtete mein Amt hier so gut ich konnte und ging gegen Abend weiter und gelangte über den Alleghenyberg und den andern Tag lag ich in der Festung und predigte des folgenden Tages. Nun war ich wieder in dem schon gemeldeten Green Briar. Von hier war ich entschlossen nach einer andern Festung zu reisen in einer ganz neu angebauten Nachbarschaft, Tiger's Valley. Dies war zu der Zeit die äußerste Gegend, die nordwestlich bewohnt war und war eine starke Tagereise von Green Briar. Es hatte mir ein englischer Schulmeister versprochen mitzureisen, der den Pfad wußte; aber da er die Gefahr recht überlegte zu selbiger Zeit, so wollte er es nicht wagen. Es war freilich ein unbesonnenes Unternehmen von mir; aber was wird vieles unüberlegt gehandelt von einem solchen Men-

schen in Gemüthsunruhe, wie ich war. Nach etlichen Tagen reiste besagter Schulmeister mit mir ab, um eine andere Festung zu besuchen, die in einer andern Richtung lag 24 Meilen ab. Nachdem wir den halben Weg geritten waren, so ritt er von dem Wege ab nach einem Haus, um etwas Futter für unsere Pferde zu erlangen. Die Leute waren verhärtete Menschen, die sich vor dem Feind nicht fürchteten. Der Mann war nicht zu Haus, die Frau sagte, sie gäbe keinem Schulmeister oder Lehrer nichts, auch nicht für Geld. Mein Reisegefährte wird verzagt und will auch nicht weiter diesen Weg gehen. Wir wenden uns zur Linken und machen uns wieder auf die andere Seite des Alleghenyberges an der sogenannten Back Creek, wo ich die erste Predigt gehalten, und von da reiste ich wieder nach Haus.

Da ich nun 14 Tage von Haus war und Sonntags bestellt hatte, in der Kirche unweit meiner Mutter zu predigen, und mich viel versäumt mit Besuchen der Leute, so fügte es sich, daß ich des Samstag-Nachts die ganze Nacht bis zum Anbruch des Sonntags reiste und dann des Sonntags nach meiner Bestellung predigte.

Ich blieb etliche Wochen zu Haus, war aber in beständigem Kummer wegen meines Berufs. Es wurde mir immer wichtiger, was meine Frau mir gerathen, und dennoch hatte ich so wenig Aussicht solches zu befolgen, daß es mir unmöglich schien. Ich predigte hin und wieder in der Nachbarschaft bei den Englischen, davon viele von der Baptistenkirche waren; andere waren Methodistten, die Deutschen waren auch Wiedertäufer, was die Alten waren, und die Jungen liefen für sich. Sogenannte Kirchenleute waren nur wenige. . . . Meine Frau arbeitete fleißig, handelte mit vieler Sorgfalt und Vorsicht gegen mich in meinen Umständen; nur war sie immer unzufrieden, daß ich mich so viel um das Gewerbe meiner Mühle und andere dergleichen Dinge beschäftigte. . . . Gleich nach der Ernte verließen die Leute die Festungen und bezogen ihre Plantagen wieder. Indeß wurde ich gefordert, eine deutsche Predigt zu halten auf einen Sonntag in einer deutschen Kirche, die etliche Jahre vorher nur unter Dach gestellt war. Meiner Mutter Bruder war zum Vorsteher derselben bestimmt. Dies war 10 Meilen von meiner Plantage, an dem nämlichen Strom hinab. Ich hatte zwar sehr wenig deutsch gepredigt; dennoch war ich froh, daß mir diese Thür geöffnet werden sollte. Ich reiste also den Samstag bis auf 7 Meilen dahin. Selbige Nacht aber entließ mir mein Pferd und ich wurde zu Fuß gelassen. Ich begab mich früh auf den Weg, mußte einen sehr hohen Berg übersteigen, kam daher früh an die Kirche; da ich aber niemand da fand, so ging ich nach meinem Onkel, da die Zeit verlaufen war, daß der Gottesdienst sollte angehen. Da erhielt ich die Nachricht, daß die ganze Haushaltung zu einer Leiche gegangen war; einem englischen Manne seine Frau wurde begraben. Mein Onkel ließ den Befehl zurück, so ich ankäme, so sollte ich dahin kommen und die Leichenpredigt halten. Kein Pferd war zu Haus und ich hatte 8 oder 9 Meilen dahin. Ich mußte den Fluß, zwei-

mal durchwateten. Der Tag war schon weit verflossen; ich war begierig da zu sein, und so kam ich eben bei der Beerdigung, oder als sie geschehen sollte, an. Ich ließ einen englischen Schulmeister die Leichencereemonie verlesen und Gesang halten. Unterdessen kam ich wieder zu meinem Athem, und dann stellte ich mich unter einen Baum und predigte wohl eine Stunde und eine halbe da im Walde. Nach dem hatte ich noch 4 Meilen zu meines Vaters Bruder, da ich erst etwas zu essen erhielt; da war es aber auch schon in der Dämmerung. Ich war freilich etwas ermüdet und auch hungrig, da ich den ganzen Tag nichts als einen Bissen Brod und Butter gegessen hatte bei meiner Abreise früh morgens. Ueber dem Essen wurde ich besucht von einem andern Bruder meines Vaters, der sich sehr wohl mit meiner Lehre zufrieden erklärte und auch freimüthig gestand, daß er immer vorher mit bösem Vorurtheil gegen mich eingenommen war. Er versicherte mich auch zugleich, daß die Sache mit verschiedenen andern auch so sei, die es ihm bekannt hätten. „Nur schade, daß die Predigt nicht hat können in deutscher Sprache gehalten werden“, war das Urtheil. Ich wurde nun wieder etwas in meinem Gemüthe erfreut und empfand mich wenig mehr ermüdet. . . . Soviel wurde an selbigem Tag verrichtet.

Ich ging von da nach meiner Plantage in der Absicht, meinen Mühlbau fortzusetzen. Selbigen Morgen fing es an zu regnen und dauerte fort bis in die Nacht. Ich langte gegen Abend bei meinem Haus an. Der Regen fiel selbige Nacht so schwer, daher das Wasser so hoch stieg, daß es mir mein ganzes Werk zerriß, den Damm wegführte, und den ganzen Mühlstz mit Sand und Steinen anfüllte, daß es den Anschein bekam, daß nichts könnte daraus erbaut werden. . . . Ich ließ dessen ungeachtet das Holz für das Haus nach etlichen Tagen zusammenführen in der Hoffnung, es könne doch noch gemacht werden. . . . Ein merkwürdiger Zustand fügte sich noch hinzu, an eben dem Tage, da ich das Holz fahren ließ. Ein sehr leichtsinniger Mann, der so unwissend als gottlos war, hörte mich den Tag zuvor predigen und mit andern disputiren bei einer Hochzeit, und ob er gleich im Rausch war, so griff ihn das doch so in sein Gewissen, daß er es empfinden mußte. Da er die ganze Nacht durch berauscht war, so verstärkte er seinen Trunk des Morgens, und kam also ganz betrunken zu uns, da das Holz abgeladen wurde, und bekannte, was er für bösen Argwohn gegen mich gehabt hätte, daß er aber nun von der Sache ganz anders denken müsse, und wie er mit einigen der Gesellschaft für die Wahrheit gestritten hätte, begehrte, ich möchte mit ihm in das Haus gehen und weiteren Bericht geben. Unter anderm sagte er: O Freund, laß diesen Bau liegen und beschäftige dich nicht weiter damit; du mußt ja wissen, daß du zu etwas anderem berufen bist. Ich für meinen Theil weiß es ganz gewiß. Damit ritt er fort. Nachdem er etliche hundert Schritte fort war, kehrte er wieder zurück und sagte das Nämlliche. Ob dies freilich von einem Betrunkenen gesagt war, so machte es doch besonderen Eindruck auf mein Gemüthe.

Nachdem ich mich so etwa vier Wochen hier und in der Nachbarschaft mit Dingen der Art beschäftigt hatte, reiste ich wieder nach Haus. Es war bestellt, daß ein deutscher Täuferprediger des Sonntags bei einem seiner Freunde deutsch und ich Englisch predigen sollte fünf Meilen von meiner Mutter. Ich herbergte die Nacht vorher bei demselben. Dieser rieth mir, daß ich mich zu einem völligen Diener der lutherischen Kirche sollte ordiniren lassen, versicherte mich, ich würde am meisten Nutzen schaffen. . . . Ich brachte den Sommer so zu mit Arbeiten, ergriff auch alle Gelegenheit, die besten Bücher zu lesen, die ich haben konnte, welche aber fast alle englisch waren; dabei fand ich aber doch nicht, was mir mangelte. . . .

Im Anfang des Novembers bezogen wir unsere Plantage selber wieder, um das, was auf dem Lande gewachsen war, zu genießen durch den Winter. Ich fiel auf den Schluß, das Bauen der Mühle gänzlich zu unterlassen bis auf weitere Aussicht, aber verbesserte das Wohnhaus etwas. Diesem Schluß zufolge vermehrte sich das Verlangen bei mir, nach dem Rath meiner Frau eine Reise unter die Deutschen zu machen, wo ich sie finden könnte, wofür sie mich abfertigte sobald als möglich. Ich kann den Tag nicht angeben, an welchem ich diese Reise antrat; es war um den 10. November 1782. Ich rief meine Frau zu mir in die Kammer, und wir sangen etliche Verse aus dem Lied: Du Unruh meiner Seelen; dann fielen wir auf die Kniee und beteten zu Gott, so gut wir konnten. Ich befahl ihr, fleißig im Gebet zu Gott zu verbleiben und für die Kinder bestmöglichst zu sorgen, und trat die Reise an.

(Schluß folgt.)

(Eingefandt.)

Einige Aphorismen über das Verhältniß von Theologie und Wissenschaft.

1. „Melius est, ruere literas, quam religionem, si literae nolint servire, sed conculcare Christum.“ Es ist besser, daß die Wissenschaft untergehe, als die Religion, wenn die Wissenschaft nicht Dienerin sein, sondern Christum niedertreten will. (Luther.)

Bemerkung. Wahrhaft lutherische Theologen sind keine Wissenschaftsverächter. Aber ihre höchste und einzige Autorität in Sachen des christlichen Glaubens ist die Heilige Schrift. Wenn nun die Wissenschaft in den Dienst dieser höchsten Autorität gestellt wird, so ist sie uns willkommen, theuer und werth. Maßt sie sich aber an, selbst die höchste Autorität zu sein, so beugen wir nicht unsere Kniee vor ihr, sondern halten sie für toll geworden.

2. „Wir stellen die Wissenschaft nicht über die Bibelwahrheit, sondern unendlich tief unter diese.“ (Walthers.)

3. „Ein einziges Sprüchlein der Schrift steht uns unvergleichbar höher und ist uns ein unermesslich größerer Schatz, als alle Weisheit dieser Welt.“ (Walthers.)

Bemerkung. „Bedürften wir hierbei eines menschlichen Trostes“, sagt Walthers, „so könnten wir uns selbst eines Rathes trösten, der in seinen bessern Zeiten selbst erklärte: „Es würde besser stehen in der Kirche, wenn ihre Diener zuerst nach Wahrheit trachteten und dann nach Wissenschaft.““ (Die Lehre vom Abendmahl. Leipzig, 1851. S. 176.)

4. „Qui sine periculo volet in Aristotele philosophari, necesse est, ut ante bene stultificetur in Christo.“ Wer ohne Gefahr in Aristoteles philosophiren will, der muß erst in Christo recht zum Narren werden. (Luther.)

Bleiben wir eingedenk der apostolischen Warnung: „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre, und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo.“ Col. 2, 8. Daß es auch einen rechten und heilsamen Gebrauch der Philosophie gibt, haben unsere alten Theologen nie geleugnet. Man lese nur nach in Gerhard über den Gebrauch der Philosophie in der Theologie, und man wird sehen, daß nicht der Dienst, sondern die Herrschaft der Philosophie auf dem Gebiete der Offenbarung verworfen wird. —

Hören wir Luther, wie er seinen Satz: „Wer ohne Gefahr“ etc., erläutert. Luther schreibt: „Der erste Grund oder Ursache davon steht 1 Cor. 1, da gesagt wird: Wenn jemand unter euch will klug sein in dieser Welt, der werde ein Narr, daß er weise sei, 1 Cor. 3, 18. Der andere Grund ist, weil das Wissen aufblähet; darum, wenn man nicht weiß, daß alle Wissenschaft unter die Dinge gehöre, die nicht zur Seligkeit nützen, außer nur denen, die in der Gnade sind, so blähet sich allerdings das Gemüth durchs Wissen auf. Denn wie jenen alles zum Guten dient, also diesen alles zum Schaden. Der dritte Grund ist, daß dem Menschen alles Vertrauen, Leben, Ruhm, Tugend und Weisheit bloß Christus ist; Christus aber in Gott verborgen ist. Darum hat der Mensch sich auf alles, was einen Schein hat, nicht zu vermaßen. Darum heiße ich hier das ein Narr werden, daß man nämlich wisse, daß alles, außer Christum, wissen so viel sei, als nichts wissen, und daß man also solch Wissen ebenso achte, als daß man nichts wisse, sich nicht darinnen gefalle, noch glaube, daß man etwas deshalb vor andern sei. Jer. 9, 23. 24. Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit, sondern rühme sich, daß er mich kenne.“ (XVIII, 18.)

5. „Unser Leitstern ist das große Wort des Felsenmannes: „So jemand redet“ (nämlich in der Kirche), „daß er es rede als Gottes Wort.““ 1 Petr. 4, 11. (Walthers.)

6. „Ὅθεν ἄτερο γραφῆς λέγομεν.“ Wir reden nichts ohne die Schrift.

7. „Es streitet mit der Natur der christlichen Theologie, wenn man sogar reine Glaubensartikel a posteriori aus der Vernunft erweisen, ja, auf dem Wege philosophischer Speculation nun gefunden haben, also selbst a priori erweisen will.“ (Walther.)

8. „Magnae prudentiae est, aurum in luto legere.“ Es gehört eine große Vorsicht dazu, aus dem Schmutz das Gold herauszulesen. (Hieronymus.)

Bemerkung. Walther sagt: „Das lassen wir uns auch in Absicht auf die neuere theologische Literatur gesagt sein.“ — Man lese nur die Expectorationen eines Abbott in seinem „Outlook“, und frage sich: Was ist „lutum“, was ist „aurum“? „Neither the author of Genesis nor anyone in the Bible for him, claims that his account of the creation was revealed to him. There is no reason to think that it was so revealed, unless a purely traditional theology constitutes such reason. Even if we suppose that Genesis was written by Moses, three or four hundred years elapsed between the latest incident in Genesis and the time of Moses. Moreover, Assyrian tablets have been discovered which were in existence a thousand years before the time of Moses, and which contain analogous accounts of the Creation, the Fall, and the Deluge. For these reasons the modern Biblical scholar, who believes in what is called progressive revelation, regards the Book of Genesis as a collection of prehistoric traditions rewritten. . . . In a sense it is true, scientifically, that God has made man out of the dust of the earth, — that is, out of lower and earlier forms, reaching back through various transformations even to the inorganic, etc., etc.“ Wo ist hier das „Gold“? Selbst weltliche Zeitungen lassen sich über Abbott, Dixon u. a. so aus: „Dixon, the theological ass, the holy hullabalooist of New York city, has taken to braying again. This time he announces from the pulpit that ‘men have renounced religion; the ministry is in its decadence.’ He added that in that city only 35,000 men go into Protestant churches. He may be right, but if he is it is because there are too many Dixons in the pulpit preaching politics, preaching bicycles, preaching anything but the old faith of the fathers. It is little wonder that men and women, tired of the unreligion of the pulpit, take their bicycles on Sunday and wheel off to the country.“ (*Chicago Tribune*.)

9. „Biele vornicänische Väter irrten erst dann, wenn sie sich auf das Feld der Speculation außer der Schrift wagten.“ (Walther.)

Bemerkung. Wie wahr, was Walther schreibt! Der Goliath der Evolutionisten unsers Landes, Abbott, schreibt: „Evolution is described by John Fiske as ‘God’s way of doing things.’ Theology is also an attempt to describe God’s way of doing things. Thus to a certain

extent science and theology have the same ultimate end. Both attempt to furnish an orderly, rational, and self-consistent account of phenomena." Dagegen schreibt Walthers: „Ein Mensch, der dadurch für das Christenthum gewonnen ist, daß ihm gezeigt wurde, wie das Christenthum die schärfste Probe der Wissenschaft aushalte, ist noch nicht gewonnen, sein Glaube noch kein Glaube. Dort, wo der die Welt wieder verlassende und zum Vater gehende Christus seinen Dienern seinen letzten Willen kund gethan hat, da finden wir ohne Zweifel ausgesprochen, was die Summa und das Wesen unserer heiligen Religion ist, und welches die gemessene Instruction ist, die seine Diener haben zur Eroberung der Welt für Christi Reich: und was spricht der Herr? „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammet werden.“ Marc. 16, 15. 16. Siehe, da hören wir nichts davon, daß Christi Diener der Welt ihre Fragen: „Wie mag solches zugehen?“ oder: „Wobei soll ich das erkennen?“ wissenschaftlich lösen sollen. Nein, als Botschafter an Christi Statt, im Namen des großen Gottes sollen sie der Welt „die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum bezeugen“; haben sie das gethan, so haben sie ihren Auftrag an die Welt erfüllt, und es werden gläubig werden, wie viel der Zuhörer zum ewigen Leben verordnet sind. Apost. 13, 48. Mag man eine solche Theologie in dieser wissenschaftlichen Zeit verfehlen: es ist die Theologie der Propheten und Apostel, bei der wir zu bleiben gedenken bis an unsern Tod! Das helfe uns Gott. Amen.“ Lyman Abbott schreibt: „The theologian and the scientist have given different accounts of God's way of doing things. It is important for us to know which account is correct.“ Solchen Ausspruch verwerfen wir von ganzem Herzen, weil ein Abbott damit sagt, daß es noch etwas Gewisseres gebe, als Gottes Wort.

10. „Haereticorum patriarchae philosophi.“ Die Patriarchen der Ketzerei sind die Philosophen. (Tertullian.)

11. „Wir halten nicht die Wissenschaft, sondern die Schrift für infallibel.“ (Walthers.)

12. „Nimm Christum aus der Schrift, was wird man dann noch weiter darin finden? Und was suchst du? Ich sehe nirgends in der Schrift etwas Anderes, als Christum den Gekreuzigten.“ (Luther.)

13. „Wir wollen ein durch die Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts weder purificirtes, noch vervollständigtes Christenthum.“ (Walthers.)

14. „Nichts soll uns bewegen, die Arche unserer Kirche zu verlassen und uns in die wogenden Gewässer der menschlichen Zeitmeinungen zu stürzen.“ (Walthers.)

Aug. Schüßler.

Vermischtes.

Frankreich ruft den verbannten Christus zurück. Unter dieser Ueberschrift bringt "The Literary Digest" vom 24. April die Uebersetzung eines merkwürdigen Artikels, welchen M. T. de Wyzewa in der "Revue des Deux Mondes" veröffentlicht hat. Wenn sich die Sache so verhält, wie de Wyzewa schreibt, dann fängt man in den gebildeten Kreisen Frankreichs an, des Christus, den Renan und Graf Tolstoi verkündet haben, herzlich überdrüssig zu werden und sich zurückzusehnen nach dem alten Christus der Evangelien. Obwohl nun kaum anzunehmen ist, daß das, was de Wyzewa schreibt, von der gebildeten Welt Frankreichs im Allgemeinen gesagt werden kann, so bleibt doch jener Artikel ein merkwürdiges und höchst interessantes Bekenntniß eines Mannes, der von den trüben Wassern der „Wissenschaft“ reichlich getrunken, aber seinen Durst damit nicht hat stillen können. Es zeigt derselbe so recht, wohin die Austerweisheit ohne Gott den Menschen führen muß, nämlich dahin, daß er schließlich an aller Wahrheit verzweifelt und sein Herz einer schaurig-öden Wüste gleicht. De Wyzewa schreibt unter Anderm: „Es sind nicht die Wunder Jesu, welche uns veranlaßten, nicht mehr an ihn zu glauben. Wir hörten auf, an ihn zu glauben, weil dieser Glaube uns zu naiv zu sein schien, weil wir desselben müde waren und er uns belästigte. Und kaum waren wir von demselben frei . . . da machten wir uns auf und durchforschten die Welt nach einem neuen Cultus, und es ist wohl kaum ein Schatten an unserm Horizonte aufgetaucht, dem wir nicht göttliche Verehrung dargebracht hätten. So beteten wir zuerst die Wissenschaft an. Renan empfahl uns dieselbe anstatt des Gottes, den er uns genommen hatte. Nachdem er beklagt hat, daß die ‚schönen Irrthümer‘ Jesu, ihn (Jesum) in den Augen des Chemikers und des Physikers als irrend dargestellt“, setzte er alle dem, was im Christenthum ‚unrein‘ und ‚kindisch‘ ist, die höhere Heiligkeit des wissenschaftlichen Ideals entgegen. ‚Die Wissenschaft allein ist rein,‘ sagte er. . . ‚Die Wissenschaft allein sucht die reine Wahrheit; sie allein gibt gute Gründe für die Wahrheit an.‘ So haben wir sie denn treulich geliebt; oder ich sollte vielmehr sagen: wir haben gewissenhaft versucht, sie zu lieben. Und als wir dann fanden, daß die Wissenschaft, weit entfernt uns die moralische Kraft zu lieben, an welche uns das Christenthum gewöhnt hatte, uns vielmehr alles verweigerte außer ‚Wahrheit‘ — ein bißchen halb-feste Wahrheit — an wie viele Schatten haben wir uns dann der Reihe nach anzuklammern versucht! Aber es waren eben nur Schatten; und je mehr wir uns denselben näherten, um so schneller verschwanden sie. Wir fanden uns allein. . . und wir sind nicht im Stande gewesen, uns ergeben in die Einsamkeit zu finden. Zum Handeln und zum Träumen, zum Leben und zum Sterben bedürfen wir eines Glaubens. — Dies ist der Grund, weshalb einige unter

uns es wagten, den Verlust des alten christlichen Glaubens zu bedauern. Allmählich bildete sich in unserm Gemüth eine sympathische Regung zu Gunsten der Religion, die während so langer Zeit die tiefsten Leiden der Menschheit zerstreut und gelindert hatte. Zwar dachte in Wirklichkeit noch niemand im Traume daran, Jesus aus der Verbannung zurückzurufen, ihn aufs neue auf seinen göttlichen Thron zu setzen. Der Stolz hielt uns zurück — oder vielleicht war's auch Schwachheit. Aber anstatt der Person Christi, welche wir als für uns auf immer verloren betrachteten, blieben doch noch seine Lehren zurück, jene erhabenen Lehren, welche, besser als alle Wissenschaften und Philosophien, den Menschen früher den Weg zur Glückseligkeit gezeigt hatten. Wir boten denselben unsere Liebe an, im Vertrauen, sie würden uns dafür als Gegengabe von unserm Leiden heilen. Und gerade wie Renan den Gott, dessen wir müde waren, nach Galiläa zurückgeführt hatte, ebenso war es ein Dichter, Leo Tolstoj, der es übernahm, diesen neuen Jesus zu uns zurückzuführen, sozusagen einen unpersönlichen, abstracten Jesus, der keiner besondern Zeit und keinem besondern Lande mehr angehörte, einen reinen Geist der Gerechtigkeit und der Liebe. Vielleicht hätten wir uns diesem neuen Christenthum leichter hingegeben, hätte es nicht in uns die Erinnerung an das alte, so liebliche, so zarte Christenthum wachgerufen, welches neben dem ‚Gesetz des Lebens‘ uns so manche fröhliche Hoffnungen, so manche liebe Glaubensüberzeugungen, so manche schöne Träume darbot. Es war das, wonach unser Herz dürstete. Und alle Bemühungen der Neu-Christen dienten nur dazu, in uns den bitteren Schmerz über den Verlust desselben neu zu beleben. — Trotz der erhabenen Philosophie, deren Lehren Graf Tolstoj uns vorgelegt hat, trotz des feierlichen, unübertrefflichen Helden, den unsere Künstler in ihren Gemälden darstellen, träumen wir dennoch zärtlich von dem andern Jesus, von ihm, von dem die Evangelien und die heilige Tradition berichtet; von ihm, der ein so treuer Freund unserer Väter war bis zu dem Tage, da wir, es überdrüssig, ihn länger zu lieben, ihn zurückschickten in seine heimatlichen Berge. — Er, er allein kann uns Ruhe geben, und nicht jener abstracte Gott, den man uns unter seinem Namen anbietet! Aber vergeblich haben wir ihn gerufen: wir haben eine zu große Entfernung zwischen uns und ihn gelegt. Wir sind es zu sehr gewöhnt geworden, nicht an ihn zu glauben. . . . Wir rufen ihn, aber anstatt seiner sehen wir ‚die wunderbare menschliche Gestalt‘ vor uns aufsteigen, die Renan uns an seiner Statt gegeben hat.“ — So weit de Wyzewa. Wer denkt beim Lesen dieses Artikels nicht an das furchtbare Wort, welches der Heiland einst seinen Feinden, den Pharisäern, zurief: „Ihr werdet mich suchen und nicht finden!“? Joh. 7, 34.

Jul. A. Friedrich.

Anläßlich des schrecklichen Unglücks in Paris fehlt es in kirchlichen und politischen Zeitungen nicht an Aussprachen, durch welche die Veranstaltung von Bazaren, Lotterien 2c. zur Aufbringung von Geldern

für kirchliche und wohlthätige Zwecke verurtheilt wird. Der „Pilger aus Sachsen“ schreibt: „Fürchterbares Entsetzen hat in der ganzen Welt das namenlose Unglück in der Hauptstadt Frankreichs hervorgerufen, welches in seinen graußigen Einzelheiten keinem unserer Leser mehr unbekannt sein wird. Möchte die Stimme des heiligen Gottes, die aus dieser verzehrenden Flamme mit herzergreifendem, schrecklichem Ernst zur Buße ruft, um so mehr gehoret und beherzigt werden, als es gerade zumeist Angehörige der oberen Zehntausende des französischen Volkes waren, die in diesem Feuermeer so plötzlich und rettungslos untergehen mußten. Sind wohl Bazare, Lotterien und überhaupt dem alten Menschen wohlthuende Veranstaltungen zu Gunsten christlicher Zwecke und Ziele nach dem Willen und Wohlgefallen Gottes? Es gebriecht auch im christlich-kirchlichen Leben unsers Volkes nicht an Erscheinungen, die im Lichte jener, die Welt erschreckenden fürchterlichen Flammen gewissenhaft zu prüfen, beziehentlich zu richten und zu tilgen, die offenbare Pflicht aller derer wäre, die Jerusalem lieb haben mit reinem Herzen.“ In einer hiesigen politischen Zeitung lesen wir Folgendes: „Es gehört einiger Muth dazu, in dem Augenblicke, da die Trauer von einigen hundert Familien allgemeine Theilnahme einflößt, die Wahrheit — sei es auch nur annähernd — über die Wohlthätigkeitsfeste und -Bazare zu sagen. Der *Temps* besitzt diesen Muth, was ihm ohne Zweifel heftige Vorwürfe und Angriffe zuziehen, auch die Constatirung eintragen wird, daß er nicht die vornehme und vornehm thuende Gesellschaft vertritt. Im Grunde sagt er nur in milden Ausdrücken, diese Bazare seien ein Markt der Etiketten, wo die Philanthropie einem frivolen Treiben als Deckmantel dienen muß und die hilfreiche Nächstenliebe nur in seltenen Fällen maßgebend ist. Das war schon so unter dem zweiten Kaiserreich, als die Damen des Tuilerienhofs mit einander wetteiferten, wie theuer sie ein blondes Haar ihres Hauptes, eine Blume aus ihrem Gürtel, eine von ihrer Hand geschriebene Devise oder ein ihnen kredenztes Glas Champagner an den Mann bringen konnten. Seitdem hat sich die reiche Finanzwelt in die Gesellschaft aufnehmen lassen, die früher einen ausschließlicheren Character trug, ihren Ehrgeiz durch die Berührung mit den Trägern alter Namen und Titel befriedigt und diese Genußthuung durch stattliche Spenden für die wachsende Zahl wohlthätiger Anstalten bezahlt, so daß die Jahreseinnahme auf eine Million geschätzt werden durfte. Der allseitige äußere Gewinn war daher unverkennbar, ob auch der innere, ist eine andere Frage, die aber bei einer so fashionablen Modesache, wie der „große Bazar“, nicht in Betracht kam. Jetzt steht man an einem schmerzlichen Wendepunkt, an dem der *Temps* den Wunsch aussprechen zu dürfen glaubt, den Armen möchte fortan wieder nach altem Brauch, wobei die öffentliche und die Privatmoral ihren Vortheil fänden, ohne prunkende Feste und Bazare geholfen werden.“ — Wir erinnern noch an Folgendes: Als nach der schrecklichen Zerstörung eines Theiles von St. Louis durch den Sturm am 27. Mai 1896 den

Nothleidenden Hülfe gewährt werden sollte, kamen „wohlthätige“ Weltleute auf den Gedanken, dadurch das nöthige Geld herbeizuschaffen, daß man einen Wettlauf zwischen einem wohlbeleibten St. Louiser und Chicagoer veranstaltete! So spottet der Teufel der armen Menschen. J. P.

Das Alter der Erde. Es ist längst bekannt, daß Holz unter bestimmten Verhältnissen sehr schnell in Kohle verwandelt wird und daß daher die ganze Bornirtheit der modernen „Wissenschaft“ dazu gehört, um aus den Kohlenlagern auf ein fabelhaftes Alter der Erde zu schließen. Im Anschluß an eine Meldung aus den Vereinigten Staaten schreibt das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“: „Bombenfest stehen die Resultate der modernen Wissenschaft und Kritik!“ Wie oft wird dieser Satz den Schriftgläubigen entgegengehalten. Aber wie viel an diesem Bombenfesten zerbröckelt doch fast jede Woche wie eine Sandkugel! Zu diesem Bombenfesten gehört mit die wissenschaftliche Behauptung, zur Bildung der Steinkohlenlager hätten Millionen Jahre gehört, mithin sei es nichts mit der Schöpfungsgeschichte, die Erde sei Millionen von Jahren alt. Nun kommt aber aus dem nordamerikanischen Kohlengebiet von Scranton folgende verbürgte Nachricht. Etliche hölzerne Pfosten und Stempel, wie sie gerade beim Steinkohlenbergbau gebraucht werden, waren, als sie nach fünf Jahren wieder herausgenommen wurden, zum größten Theile, etliche wenige weiche Stellen, auch etliche Flecke ausgenommen, wo das Holz noch zu sehen war (zugleich ein vollgültiger Beweis von der Umwandlung), verwandelt in harte Steinkohle. Ist nun das schon möglich bei nicht starkem Druck, wie wahrscheinlich ist es, daß die ungeheure Masse von Bäumen und Pflanzen, die bei einer stetig feuchtwarmen Temperatur, alle unsere Vorstellungen von Wachsthum übertreffend, wuchsen, durch den kolossalen Druck in ganz kurzer Zeit in Steinkohle verwandelt worden ist? Der gewöhnliche gläubige schlichte Bergmann, der einfach so sagt: der liebe Gott hat bei der Schöpfung die Steinkohlenlager in die Erde hineingeschaffen, hat also schließlich ganz recht. Dieses Hineinschaffen ist aber eben beim dritten Tagewerke geschehen.¹⁾ Die göttliche Weisheit sah eine Zeit voraus, wo die Wälder über der Erde nicht mehr für die Arbeit der Menschen genug Holz bieten würden. So legte sie gleich bei der Schöpfung auch Wälder in die Erde. Ganz ähnlich steht es mit der Behauptung, daß aus den Jahresringen vergrabener, verkohlter, versteinelter Bäume auf ein ganz ungeheures Alter dieser Bäume und somit wieder der Erde geschlossen werden müsse. Bei uns setzt allerdings ein Baum in einem Jahre einen Baumring an. In den Tropen aber setzen Bäume bisweilen sechs Jahres-

1) Es läßt sich dies nicht ganz gewiß machen. Baier sagt daher: „*Lapides et metalla atque ipsum hortum Eden seu paradisum hoc eodem (tertio) die productum esse non temere creditur. Idem de mineralibus, quae media vocant (eoque terras varias, salia, sulphura et bitumina referunt) dicendum videtur.*“ L. De Creatione § 8 nota b.

ringe an, und Bärlappspflanzen, die bei der Steinkohlenbildung eine große Rolle spielen und heute unter dem Aequator etwa einen Meter hoch werden, erreichten bei jener feuchtwarmen Temperatur und bei der großen Masse von Kohensäure in der Luft 27 Meter Höhe. So führen nüchterne Berechnungen dazu, daß ein $3\frac{1}{2}$ Meter starkes Steinkohlensölz, für das der Geolog Chevandier 22,000 Jahre fordert, ganz leicht in 25 Jahren sich gebildet haben kann. Auch das Alter der Braunkohlenlager schmilzt sehr zusammen. Schreiber dieses sah einmal in einem Huthause der Zwickauer Gegend Braunkohlenstämme stehen. Aber als er fragte, wie diese herkämen und was man damit wolle, hörte er: es sind sechsjährige Holzstempel aus dem Schachte, und der Director habe sie nur herschaffen und aufbewahren lassen, um zu zeigen, wie schnell Holz zu Braunkohle werden könne. So steht es mit den bombenfesten Resultaten moderner Naturwissenschaft. Wir denken, mit den Resultaten der modernen Bibelkritik, von der neulich einer ihrer Freunde behauptet hat: „ihre Ergebnisse böten das Positivste, was es in der Welt gibt“, wird es auch bald nicht viel anders stehen. Es wird von ihnen heißen: veraltet, vergessen, als Verirrungen belächelt. F. P.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

„Das Fundamentale im Christenthum“, mit diesen Worten beginnt der „Luth. Zionsbote“ in No. 9 einen Artikel, in welchem er seinen Lesern klar machen will, in welchen Lehren der Schrift man Uebereinstimmung fordern müsse zur kirchlichen Einigkeit, und in dem er auch die Stellung unserer Synode mehrfach angreift. Doch da der Verfasser am Schlusse seines Artikels ausdrücklich betont, daß er denselben nicht geschrieben habe, um dem „Lutheraner“ zu antworten, sondern nur zum Besten seiner Leser, so glauben wir den Artikel mit Stillschweigen übergehen zu können, zumal da wir nicht gewillt sind, uns mit dem „Zionsboten“ in einen Streit einzulassen. Nur Eins glauben wir richtig stellen zu müssen. Der Verfasser jenes Artikels führt nämlich eine Stelle aus einem Artikel des seligen Dr. Walther an, um zu beweisen, daß Missouri mehr fordere zur Einigkeit im Glauben als Gottes Wort, mehr als das rückhaltslose Bekenntniß zu allen Lehren der heiligen Schrift; und dieses Citat ist durch Weglassung von wesentlichen Bestandtheilen derart verstümmelt, daß ungefähr gerade das Gegentheil von dem herauskommt, was Dr. Walther wirklich geschrieben hat. Der „Zionsbote“ schreibt: „Man staunt, wenn der Gründer der Missouri-Synode, Dr. Walther, schreibt (Lutheraner 1867, S. 188 ff.): ‚Wir Missourier haben wirklich jene Lehre (von der immerwährenden Jungfrauschast der Maria) . . . bei unserer Verpflichtung auf die Symbole mitunterschieden. . . . Wir erwarten allerdings, daß derjenige, welcher die symbolischen Bücher unterschreibt, auch die Entscheidung jenes Problems, wie sie sich in den Schmalkaldischen Artikeln findet, mitunterschiede.‘“ Wenn man diese Worte liest, so muß man allerdings auf den Gedanken kommen, als habe Dr. Walther gelehrt, daß ein jeder annehmen müsse, Maria sei auch nach der Geburt des Herrn immer Jungfrau geblieben, oder er sei kein bekenntnistreuer Lutheraner, und man müsse ihm die

Kirchengemeinschaft aussagen. Und der „Zionsbote“ fügt denn auch der Sache nach ganz richtig hinzu: „Nein, solche Dinge sind nicht wesentlich, haben nichts mit dem Fundament des Glaubens zu thun und sind darum zur kirchlichen Einigkeit nicht nöthig.“ — Wie steht es nun aber mit diesem Citat? Hat Dr. Walther je so etwas gesagt? Nein, das gerade Gegentheil. Die betreffende Stelle findet sich im „Lutheraner“, Jahrgang 24, No. 1 und 2, vom 1. September 1867, aber nicht S. 188 ff., sondern S. 7, und lautet folgendermaßen: „Wir Missourier haben nemlich wirklich jene Lehre, die nur ein theologisches Problem ist, das sonst unter allen Umständen nach beiden Seiten hin disputirt werden kann, freiwillig aus aufrichtiger Ueberzeugung angenommen und bei unserer Verpflichtung auf die Symbole wirklich mitunterschieden, und lehren daher auch diese Lehre unsern Gemeinden, so oft wir uns dazu veranlaßt finden. Oder hat unser Herr Gegner schon einen s. g. Missourier getroffen, der gelehrt hätte, daß Maria nach des Herrn Geburt noch mehr Söhne geboren habe? Wenn wir nun aber allerdings erwarten, daß derjenige, welcher die symbolischen Bücher unterschreibt, auch die Entscheidung jenes Problems, wie sie sich in den Schmalkaldischen Artikeln findet, mitunterschiede, so sind wir doch, wie schon bemerkt, weit entfernt, denjenigen, welcher diese Entscheidung bei seiner Unterschrift ausnehmen würde, für einen untreuen Lutheraner anzusehen und von der Gemeinschaft unserer Kirche auszuschließen.“) Wohl möchte uns Herr Professor F. gern in den Veruch bringen, daß wir einen solchen wahnsinnigen Fanatismus hegten; aber leider! offenbar gegen besseres Wissen und Gewissen. Denn wohl haben wir immer behauptet, daß sich die Verbindung auf die Symbole auf alle darin enthaltenen Lehren beziehe; wohl haben wir ferner ein so auf Schrauben gestelltes, unehrliches Bekenntniß, wie die Iowa-Synode beliebt hat, als ein offenes Thor aller Ketzerei und Schwärmerei verworfen: aber wo haben wir je behauptet, daß wir den für keinen rechten Lutheraner erkennen und ihm die brüderliche und kirchliche Gemeinschaft versagen wollten oder könnten, der ehrlich sagt, das oder das ist es, was ich in den Symbolen nicht annehmen kann, wenn dies Dinge beträfe, die das Fundament unsers lutherischen Glaubens nicht angehen? Nur ein gewissenloser Verläumder wird dies von uns behaupten.“ — Wir glauben nicht, daß der Herausgeber des „Zionsboten“ selbst in böser Absicht diese Stelle so gefälscht hat, sondern wir vermuthen, — die falsche Angabe der Seitenzahl scheint darauf hinzudeuten — daß er dieses verstümmelte Citat in einer Schrift unserer Gegner gefunden und in gutem Glauben nachgeschrieben hat. Hoffentlich wird er nun aber auch seinen Lesern berichten, daß die Sache sich nicht so verhält, wie er sie ihnen dargestellt hat. Und zum Schluß möchten wir dem „Zionsboten“ noch den guten Rath geben, doch nicht die Schriften unserer Gegner allein zu befragen, wenn er wissen will, was Missouri glaubt und bekennet, sondern unsere eigenen Bücher und Schriften vorurtheilsfrei zu lesen, dann wird er erkennen, daß wir sogenannten Missourier keineswegs so ungeheuerliche Dinge verlangen, wie er sich einbildet, sondern nur ein aufrichtiges und entschiedenes Bekenntniß zu allen in Gottes Wort geoffenbarten Lehren, ein offenes und ehrliches Bekenntniß zu dem ganzen Lehrgehalt unserer symbolischen Bücher, weil dieselben mit der Schrift, mit dem Worte Gottes übereinstimmen. G. M.

Ueberschuß an Pastoren. Dieses Thema ist neuerdings in politischen Zeitungen erörtert worden. Die Schreiber sind aber zumeist Pastoren. Ein „Clergyman“ in der „New York Evening Post“ räth allen jungen Männern, die auf eine gute Anstellung im Predigtamt rechnen, diesem Amt fern zu bleiben, unter der Begründung:

1) Von uns unterstrichen.

„Der Schlüssel zu der Schwierigkeit liegt in der Thatfache, daß es zu viel Pastoren gibt, zu viel nicht für nützliche und bezahlte Arbeit, sondern für die verfügbaren vacanten Gemeinden.“ Wer sich auf das Predigtamt vorbereiten will, soll sich daher unter andern die Frage vorlegen: „Bin ich bereit, dort als Prediger zu dienen, wo eine christliche Gemeinde entstehen sollte, zeitweilig auch ohne Gehalt oder die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten?“ Eine Zeitung in Detroit meint: „Man sage aufrichtig die ganze Wahrheit und halte fest daran. Man fordere daher solche junge Leute zur Vorbereitung auf das Predigtamt auf, welche wirklich Selbstverleugnung üben wollen, die um der Wahrheit willen auch zu leiden bereit sind. Eine solche Weise würde die Mittelmäßigen“ (vielmehr: die Bauchdiener) „abschrecken und der Kirche eine wirkliche Auslese aus der Jugend des Landes sichern. Die Kirche braucht Leute, welche, wenn's nöthig sein sollte, auch umsonst arbeiten und (zeitweilig) chelos bleiben. Wenn die Kirche solche Leute haben will — sie kann sie bekommen. Und bekommt sie solche Leute, so ist keine Gefahr da, daß ihrer zu viel werden.“ Ein Blatt in Rochester meint: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe mehr oder weniger von allen Berufsweigen gilt. Aber für die zu große Anzahl von Predigern gibt es eine Erklärung, die nicht gleicherweise auf andere Berufsweige Anwendung findet: man erzieht leider! viel Leute zum Predigtamt, die nie in dieses Amt eintreten sollten.“

F. P.

II. Ausland.

Die Schulbibel dringt immer mächtiger vor und ihre Anhänger sind sehr siegesgewiß. Da mag es gut sein, von ihren Freunden und Vorkämpfern die Ziele sich aufdecken zu lassen, die man zu erringen hofft. Denn vor diesen Zielen mag doch manchem, der jetzt mit den schönsten Absichten für die Schulbibel eintritt, ein geheimes Grauen ankommen. So heißt es z. B. in der Zeitschrift „Nation“: „Der Entfernung der ganzen Bibel aus der Schule wird allmählich und ganz unausbleiblich ihre Entfernung aus dem Volke folgen. Auch das Volk weiß ebenso wenig wie die Kinder irgend etwas anzufangen mit den vielen unfruchtbaren und dunkeln Capiteln der Bibel; auch das Volk nimmt Anstoß an den unserm sittlichen Empfinden nicht entsprechenden Capiteln derselben. Es wird wieder eine bibellose Zeit kommen, wie diejenige vor der Reformation.“ War es in den Tagen des Culturkampfes eine Lust zu leben außerhalb des Schattens der Kirche, so ist diesem Schwärmer die Schulbibel die Morgenröthe eines anbrechenden herrlichen Tages der Bibellosgkeit. Er sagt mit Recht: „Ist durch den Auszug der Schulbibel anerkannt, daß die Schrift nicht mehr die unbedingt reine Quelle des religiös-sittlichen Verhaltens ist, so ergibt sich als ein weiterer Schritt der Erkenntniß von selbst, daß sie auch nicht mehr die maßgebende Norm aller abgeleiteten Bezeugung ist. Für die Gelehrten bedeutet diese Erkenntniß nichts Neues, die Schulbibel aber trägt sie hinaus ins Volk.“ „Volk und Forscher werden sich in dieser geschichtlich gezeitigten Erkenntniß dann die Hand reichen, und damit wird der Boden bereitet sein zu einer neuen Schöpfung, deren bildendes Princip das sein wird, worauf nächst der Schrift sich schon Luther in Worms berief (!!): die Vernunft; die Vernunft, welche mündig geworden ist, selbständig neben den Schriftstellern des Neuen Testaments in Jesus den Heiland der Seele zu finden! (!!)

Sie wird ihn nicht verstehen als den dem innersten Menschen fremd bleibenden Gottessohn der Maria und Wunderthäter, sondern als den Bergprediger, dessen Seele die Hoheit der contemplativen Darstellung des Johannesevangeliums athmet. Das wird der praktische Anfang vom Ende jeglicher Herrschaft einer der heutigen Kirchenlehren und damit die bedeutungsvollste Gewährleistung für den religiösen und bürgerlichen Frieden der Völker sein.“

Die Schulbibel kommt also mit der Lösung: Fort mit der Bibel aus Volk und Kirche! Sie mag wieder angefettet liegen in Bibliotheken und Klöstern. Fort mit jedem Bekenntniß, fort mit dem Christus der Kirche! Noch die Vernunft im hellen Lichte der Wissenschaft! Daß dies keineswegs nur leeres Geschrei eines einzelnen Thoren ist, wird jedem einleuchten, der die obigen Ausführungen überdenkt.

(Hannoversche Pastoralcorrespondenz.)

Ueber denselben Gegenstand schreibt die A. C. L. N.: Die Erwartungen des kirchlichen Liberalismus von der Einführung der Schulbibel werden in der Zeitschrift „Nation“ in Nr. 3 des Jahrgangs 1896 — 97 sehr ungenirt vorgezählt, und leider wird man diese Erwartungen nicht alle zu den Illusionen werfen können. „ — — Wodurch die Schulbibel aber möglich geworden ist, das ist die wissenschaftliche Bibelkritik. Sie hat erst den Glauben an eine in welcher Form auch immer erfolgte Inspiration der Schrift als Ganzes als unhaltbar erweisen müssen; und wie still und sicher ihre Macht bis in die Hochburgen orthodoxer Kirchenbehörden eingebrungen ist, beweist eben, daß sie es schließlich für möglich fanden, den pädagogischen Anforderungen auf die Entfernung der Vollbibel aus der Schule nachzugeben. Der Entfernung der ganzen Bibel aus der Schule wird aber allmählich und unausbleiblich ihre Entfernung aus dem Volke folgen(!). Auch das Volk weiß ebenso wenig wie die Kinder irgend etwas anzufangen mit den vielen unfruchtbaren und dunklen Capiteln der Bibel; auch das Volk nimmt Anstoß an den unserm sittlichen Empfinden nicht entsprechenden Capiteln derselben. Es wird wieder eine bibellose Zeit kommen, wie diejenige vor der Reformation war, das heißt, eine Zeit, in der die Vollbibel nicht mehr Gemeingut der Nation ist; aber sie wird einen ganz anderen Character tragen als jene. — Ist durch den Auszug der Schulbibel anerkannt, daß die Schrift nicht mehr ‚die unbedingt reine Quelle des religiös-sittlichen Verhaltens‘ ist, so ergibt sich als ein weiterer Schritt der Erkenntniß von selbst, daß sie auch nicht mehr ‚die maßgebende Norm aller abgeleiteten Bezeugung‘ ist. Für die Gelehrten bedeutet diese Erkenntniß nichts Neues; die Schulbibel aber, der ja vieles fehlt, was also nicht ‚maßgebend‘ sein kann, trägt sie mit friedlich überzeugender Gewalt hinaus ins Volk. Mußte bereits der badische Oberkirchenrath in einem Erlaß vom 22. März 1895 erklären, daß derjenige Geistliche, welcher in der Bibel Ungenauigkeiten und Widersprüche zu finden meine, die Autorität der heiligen Schrift in Sachen des Glaubens und der Lehre nicht in Frage stelle, so wird die nächste Generation, die Schulbibel in der Hand, erklären, daß sie den Anspruch keiner Kirche auf den ausschließlichen Besitz der Wahrheit in ihrer Lehre mehr anzuerkennen vermöge. Volk und Forscher werden sich in dieser geschichtlich gezeitigten Erkenntniß dann die Hand reichen und damit wird der Boden bereitet sein zu einer neuen Schöpfung, deren bildendes Princip das sein wird, worauf nächst der Schrift sich schon Luther in Worms berief: die Vernunft. Nicht jene Pseudovernunft der französischen Revolution, auch nicht jene Illiputvernunft der Nationalisten, sondern die Vernunft, welche mündig geworden ist, selbständig neben den Schriftstellern des Neuen Testaments in Jesus den Seiland der Seele zu finden. Sie wird ihn nicht verstehen als den dem innersten Menschen fremd bleibenden Gottessohn der Maria und Wunderthäter, sondern, wie schon Pestalozzi und vor ihm andere ‚Sectirer‘ ihn verstanden, als den Bergprediger, dessen Seele die Höhe der contemplativen Darstellung des Johannesevangeliums athmet. Das wird der practische Anfang vom Ende jeglicher Herrschaft einer der heutigen Kirchenlehren und damit die bedeutsamste Gewährleistung für den religiösen und bürgerlichen Frieden der Völker sein. Die Bibel, befreit von jeglicher dogmatischen und magischen Prätension, wird dem Volke dann erst völlig jenes ehrwürdige Buch werden können, was es an der Schwelle der mo-

deren Bildung einem Goethe gewesen ist, das „Tagebuch der Menschheit“, wie es Renan nannte; die Theologie wird dann eine geschichtliche Wissenschaft, das Christenthum die Religion der Humanität werden.“

Aus Ungarn. Der in den Dienst der Politik gestellte modernisirte Rationalismus, der in Ungarn leider nur zu viel zu Hause ist, hat bei Gelegenheit der Millenniumspredigten seltsame Blüthen getrieben. So schließt z. B. Johannes Szilárd, evangelisch-lutherischer Pastor, seine im Druck erschienene und Sr. Excellenz Dr. Radvanszky, dem Präses der „Montan-Districtualhilfsanstalt“ gewidmete Festsrede: „Es ist meine Ueberzeugung, daß nicht die mit Erfolg durchgekämpfte Kirchenpolitik (= Civilehe und Confessionslosigkeit) den Anstoß zum vollständigen Siege unserer nationalen Sache gibt; nicht dadurch ist die Zukunft eines zweiten Jahrtausends gesichert, sondern durch die einheitliche Staatschule. Es ist meine Ueberzeugung, daß die staatliche Matrikelführung, die Civilehe nur je ein Sandkorn sind, damit wir das erhabne Gebäude der magyarischen Staatsidee erheben: die Staatsschulen sind die Cyclopiensteine. Diese sollte und müßte man besonders in den von anderen Nationalitäten bewohnten Gegenden behauen und zusammentragen, aufeinanderlegen, mit ihnen könnte man schon eine starke Schutzmauer errichten. Dann würde die sächsische, die dakoromanische Frage von sich selbst zusammenstürzen, dann würden die falschen Gerüchte und bösen Verleumdungen der Memorandumproceße keinen europäischen Scandal hervorrufen, dann würden die panslawistischen Tendenzen keinen nährenden Boden mehr finden; dann würde ein jeder Staatsbürger die religiöse Ueberzeugung des andern in Ehren halten, dann würde innerhalb der Grenzen dieses Landes Niemand die Frage stellen: Wer ist hier der Herr? sondern wir werden sein eines Herzens, eines Geistes, einer Sprache und eines Gefühles, wie wir es schon vor 900 Jahren hätten sein müssen — Magyaren, Brüder, Mitbürger, dienend der heiligen Dreieinigkeit, welche das glorreiche 48er Jahr mit diesen Worten bezeichnete: ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!‘ Unsere Vergangenheit ist höchst glorreich, die Gegenwart ermutigend, die Zukunft aber hoffnungsvoll. Es muß noch eine schönere Zeit kommen!!! Denn das ermunternde Wort Jesu tönt uns entgegen: Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Amen.“ — In der Millenniumspredigt, welche Dr. Andreas Masznyik, Rector der evangelisch-lutherischen theologischen Academie zu Preßburg in Pesty, den oberungarischen Gläubigen magyarischer Zunge hielt, kommt unter andern dieser Paßus vor: „Der Geist der Freiheit und der Liebe und reine Sitten sind auch heute noch jener unerschütterliche Felsenboden, auf welchem wir, fest stehend, glauben, daß das moderne Ungarn mit seiner nationalen (das heißt, magyarischen) Verfassung und Cultur, mit seiner nationalen Literatur und Wissenschaft und mit seinen dem wahren Fortschritte entsprechenden Institutionen vollständig ausgebaut wird. Brüder, Magyaren, laßt uns also ein Gelübde thun, daß wir diesem Glauben, unserm Glauben bis zum Tode treu bleiben! Ein Gelübde, daß wir neben dem Gott der Magyaren (Was in dem Cultus des ‚Gottes der Magyaren‘ in letzter Zeit alles geleistet wurde, wird man außerhalb Ungarns kaum ahnen) unserm Schutzherrn und gnädigen Vater andern fremden Göttern (Was soll das bedeuten? Etwa die deutsche oder slawische Cultur, der in den Landesgesetzen vom Jahre 1868 nicht nur Schutz, sondern auch staatliche Pflege zugesprochen ist?) in diesem Lande niemals einen Altar errichten, daß wir nur ihn anbeten und — uns lieber dem Tode, aber einem stummen Gözen (?) nicht ergeben!“ — Gegen diese bedenkliche Predigtthätigkeit erhob sich von Seiten der kirchlichen Behörde nicht der leiseste Protest. Vielmehr arrangirte sie nicht nur in den Gemeinden, sondern auch bei den Conventen der Seniorate und Districte „Millenniumsfestgottesdienste“, wo sich dann die

Redner, „an dem Altar der Vaterlandsliebe stehend“, alles Mögliche erlaubten. So sagte Senior Hering bei dem letzten Convente des Districtes diesseits der Donau in der Kirche der deutschen Gemeinde zu Preßburg in magyarischer Sprache (weßhalb dem Gottesdienste die deutschen Gemeindemitglieder gar nicht bewohnen konnten): „Man wird es einst einsehen, daß das magyarische Volk ein im höheren Grade auserwähltes war, als einst Israel, und daß Arpad dieselbe Verheißung empfangen hat, als Abraham.“ In dieser Predigt kam der Name Jesu kein einziges Mal vor, dafür wimmelte es aber von den Anpreisungen der magyarischen Nation, des ungarischen Vaterlandes und des Patriotismus. (A. G. L. R.)

Türken und Griechen. Die Türken werden das Morden von Christen nicht lassen, da dies ein Theil ihrer Religionsübung ist. Wer den Türken traut, ist gerade so thöricht, wie der, welcher meint, daß das Papstthum den Mordgeist ausziehen werde. Papst und Türke sind principieU Christenmörder. Wenn sie zu Zeiten und an gewissen Orten sich anders zeigen, so geschieht das aus schlauer Berechnung, weil sie nämlich meinen, durch das Heucheln von Duldung und Liebe besser Propaganda machen zu können. Aber ganz verkehrt wäre es, wenn man in dem Streit zwischen Türken und Griechen die letzteren nur als Verfolgte sich vorstellen wollte. Berichte, deren Glaubwürdigkeit man leider! nicht bezweifeln kann, thun dar, daß auch die Griechen auf Kreta sich schrecklicher Greuel schuldig gemacht haben. Im „Gemeindeblatt“ finden wir das Folgende zusammengestellt: Eine deutsche Frau, welche sich auf Kreta aufhält, schreibt von dort aus: „Darf denn kein Muhammedaner in Ruhe sein Stücklein Brod essen? Soll immer und immer wieder der Grieche kommen und ihn vertreiben? 200 muhammedanische Familien sind aus ihren Häusern vertrieben, die Häuser geplündert und verbrannt worden. Die Griechen haben ihr Hab und Gut auf die Schiffe gebracht. Die Männer sind gekommen, haben die Dörfer der Muhammedaner in Brand gesteckt, die Frauen gefangen genommen, Kinder zerschnitten, viele Frauen verstümmelt. Ueber sechs gefangene türkische Soldaten haben sie Erddöl geschüttet und angezündet. Wie türkische Soldaten am Verhungern waren, haben die Griechen gesagt, sie sollten ihre Waffen hergeben, dann bekämen sie Brod und Wasser. Als einige nicht mehr anders konnten, haben sie die Waffen hergegeben. Dann haben die Griechen das Wasser vergiftet und die Soldaten sind gestorben.“ In dem Briefe eines andern Deutschen aus Kreta, der ebenfalls in einer Zeitung veröffentlicht wurde, heißt es: „Meine Gedanken kehren mit Wehmuth zur verwüsteten Insel Kreta zurück, die ich soeben verließ. Vor meinen Augen tauchten wieder die bleichen, schmerzverzerrten Gesichter der türkischen Frauen auf, die ich vor einigen Tagen im Hospital von Kanea gesehen hatte. Ihnen war von den Griechen bei Kandanos die Brust zerfleischt worden. Und ich empfinde wieder lebhaft den Schauer, der mich ergriff, als ich einen kleinen türkischen Knaben von elf Jahren im Hospital von Kandia sah, dem die Griechen ein großes Stück Fleisch aus dem Halse geschnitten hatten und dessen rechter Fuß eine einzige Wunde war, und als ich neben ihm einen andern Knaben sah, dem die Ohren abgeschnitten waren. Und ich sehe in den Gräbern auf der Landstraße nach Mitikani die Leichen von Türken liegen, denen die Köpfe abgeschnitten waren. Und ich frage mich, ob das Volk, das im Kampfe um die Freiheit, und wäre es auch mit Füßen getreten worden, solche Acte der Rohheit und Barbarei an Kindern, Frauen und Todten begeht, einen Anspruch auf das Mitgefühl civilisirter Menschen hat.“ F. P.

Pobedonoszew als Theologe. Pobedonoszew, der Oberprocurator des heiligen Synod, war bisher als Bedrücker aller nicht-„orthodoxen“ Bewohner Rußlands bekannt. In einer kürzlich erschienenen Abhandlung über das Verhältniß des

russischen Glaubens zu andern Confessionen stellt er sich der Welt auch als Theologe vor. Seine Theologie ist zwar herzlich schlecht; er scheint dafür zu halten, daß die verschiedenen Völker verschiedene Religionen haben müßten. Immerhin ist es interessant, Pobedonoszew theologisiren zu sehen. Wir lassen einen Theil seiner Betrachtungen nach dem Bericht der „Theol. Zeitschrift“ hier abdrucken. Pobedonoszew sagt: „So gewöhnt sich manchmal ein Deutscher, der lange in Rußland gelebt hat, unbewußt daran, russisch“ (!) „zu glauben, sich in der russischen Kirche heimisch zu fühlen. Dann tritt er in unsern Kreis, wird einer der Unsern; seine Gemeinschaft mit uns ist eine vollkommene, eine geistige. Daß sich aber die eine oder andere Protestantengemeinschaft, die uns fern steht und nach dem Gerüchte über uns urtheilt, durch ein auf Büchern beruhendes oder abstractes Uebereinkommen über Dogmen und Gebräuche mit unserer Kirche zu einem organischen Bunde vereinige und mit uns eines Geistes werde, — das kann man sich nicht einmal vorstellen. Gott behüte uns davor, einander wegen des Glaubens zu tadeln; möge jeder auf seine Weise glauben, wie es seinem Wesen am meisten entspricht. Jeder besitzt aber einen Glauben, in dem er sich heimisch fühlt, der ihm nach dem Herzen ist, den er lieb hat, und wenn man an einen andern, nicht verwandten, nicht sympathischen Glauben herantritt, so kann man nicht umhin, zu fühlen, daß es dort nicht so sei, wie zu Hause, sondern kalt und unbefaglich, nicht so, daß man dort wohnen wollte. Mag der Verstand die abstracte Erwägung anstellen, ‚die Leute beten ja doch zu demselben Gotte‘ — das Gefühl wird sich mit dieser Erwägung nicht immer zufrieden geben; manchmal will es dem Gefühle scheinen, als ob man in der fremden Kirche nicht zu demselben Gott betete. Viele werden über diese Empfindung lachen, werden sie vielleicht abergläubisch oder fanatisch nennen. Sie haben keinen Grund dazu. Die Empfindung ist nicht immer trügerisch; in ihr kommt die Wahrheit häufig directer und getreuer zum Ausdruck, als in der Erwägung. In der protestantischen Kirche, in der protestantischen Confession findet es der russische Mann kalt und unbefaglich. Wenn ihm sein Glaube theuer ist, wie das Leben, so fühlt er außerdem, daß es für ihn gleichviel bedeutete, zu sterben oder diese Kirche die seinige zu nennen. Das ist unmittelbares Gefühl. Und dieses Gefühl hat verschiedene und vernünftige Ursachen. Eine von ihnen, die besonders in die Augen springt, ist folgende: In der theologischen Polemik, in den Streitigkeiten zwischen den Religionen, im Gewissen jedes Menschen und jedes Stammes ist die Frage von den Werken eine der hauptsächlichsten. Was ist die Hauptsache — die Werke oder der Glaube? Bekanntlich sind die lateinische und die protestantische Theologie noch heute in dieser Frage uneins. . . . Ein Glaube ohne Werke ist todt, ein Glaube, der zu den Werken im Widerspruche steht, quält den Menschen stets mit dem Bewußtsein der inneren Lüge; was will aber ein Werk, was wollen jegliche Werke in der unermesslichen, den Menschen umgebenden Welt, im Angesichte der Ewigkeit, bedeuten, wenn sie ohne Glauben sind. — Zeige mir deinen Glauben in deinen Werken — eine schreckliche Frage! Was soll der Ueberzeugte auf sie antworten, wenn ein Prüfender, einer, der die Wahrheit erfahren will, ihn fragt? Angenommen, ein Protestant stelle diese Frage einem Orthodoxen. Was wird der Orthodoxe antworten? Er wird den Kopf senken müssen. Er fühlt, daß nichts zu zeigen sei, da alles ungeordnet, nichts begonnen, mit Trümmern bedeckt ist. Nach einem Augenblick kann er aber das Haupt wieder heben und sprechen: ‚Wir sind sündige Menschen und haben nichts zu zeigen, aber auch du bist ja kein Gerechter. Komm jedoch zu uns, dann wirst du unsern Glauben sehen, unser Gefühl mitempfinden und uns vielleicht lieb gewinnen. Wie unsere Werke sind, wirst du ja selber sehen.‘ Neun- undneunzig von hundert gehen nach dieser Antwort mit verächtlichem Lächeln davon.

Im Grunde genommen liegt alles das nur daran, daß wir unsere Glaubenswerke nicht zu zeigen verstehen, uns dazu nicht entschließen können. — Jene aber zeigen sie. Sie verstehen es, zu zeigen, und haben in der That etwas zu zeigen — völlig geordnete, in Jahrhunderten geschaffene, bewahrte und gefestigte Werke und Institutionen. Seht einmal — sagt die katholische Kirche — was ich im Leben der Gesellschaft, die mir gehorcht und dient, bedeutet habe und noch bedeute, was ich geschaffen habe und jetzt noch aufrecht erhalte. Hier sind Werke der Liebe, Werke des Glaubens, hier sind apostolische Werke, Heldenthaten des Märtyrerthums, hier sind die Schaaren der wie Ein Mann dastehenden Getreuen, die ich in alle Gegenden der Welt sende. Ist es nicht offenbar, daß mit mir und in uns von jeher und noch jetzt der Segen ist? Seht — sagt die protestantische Kirche — ich dulde keine Lüge, keinen Betrug und Aberglauben. Ich bringe es dahin, daß die Werke dem Glauben entsprechen, der Bestand mit dem Glauben übereinstimmt.“ (1) „Ich habe die Arbeit, die Lebensverhältnisse, das Familienleben durch den Glauben geweiht, ich rotte durch den Glauben Müßiggang und Aberglauben aus, bürgerliche Ehrlichkeit ein, Gerechtigkeit und öffentliche Ordnung. Täglich lehre ich, und meine Lehre, die dem Leben nahe steht, erzieht ganze Geschlechter in der Gewöhnung an ehrliche Arbeit und gute Sitten. Die Menschheit soll durch meine Lehre in Tugend und Wahrheit erneuert werden. Ich bin berufen, Heuchelei und Sittenverderbniß mit dem Schwerte des Wortes und der That überall auszurotten. Ist es nicht offenbar, daß die Kraft Gottes mit mir ist, weil in mir die wahre Anschauung von der Religion liegt? — Die Protestanten streiten noch heute mit den Katholiken über die dogmatische Bedeutung der Werke in ihrer Beziehung zum Glauben. Trotz ihrer völlig entgegengesetzten theologischen Anschauung über diese Frage ist jedoch sowohl den einen, als den andern das Werk die Hauptsache in der Religion.“ (1) „Bei den Lateinern dient nur das Werk als Rechtfertigung, als Erlösung, als Zeugniß für die Gnade, während die Lutheraner das Werk und in Verbindung mit diesem auch die Religion selbst vom practischen Standpunkte betrachten. Das Werk wird bei ihnen gleichsam zum Zweck der Religion“ (1), „zum Prüfstein für die religiöse und kirchliche Wahrheit, und gerade in diesem Punkte geht unser religiöser Gedanke mit dem protestantischen mehr aus einander, als in irgend einem andern. Ohne Zweifel bildet die eben ausgesprochene Anschauung kein Dogma der lutherischen Kirche, von ihr ist aber ihre ganze Lehre durchdrungen. Sie hat unstreitig für dieses Leben, für diese Welt eine wichtige practische Seite, weshalb selbst bei uns viele geneigt sind, die protestantische Kirche der unserigen manchmal als ein Vorbild, als das Ideal hinzustellen. Der in der Tiefe seiner Seele gläubige Russe wird sich diese Anschauung aber niemals aneignen. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, wie der Apostel sagt, das ist aber nur eine der natürlichen Eigenschaften der Gottseligkeit. Der Russe weiß so gut wie ein anderer, daß man nach dem Glauben leben soll, und fühlt es, wie wenig sein Leben seinem Glauben entspricht. Das Wesen und den Zweck des Glaubens sieht er aber nicht im practischen Leben, sondern in der seelischen Erlösung“ (Erlösung wodurch? Durch die vom russischen Glauben vorgeschriebenen Werke?), „und sucht mit der Liebe des kirchlichen Bundes alle zu umfassen — vom Gerechten, der im Glauben lebt, bis zu jenem Räuber, dem trotz seiner Werke in einem Augenblick vergeben ward.“ Wie der persönliche Character und der Character des Stammes, so habe auch der Character jeder Kirche seine Vorzüge und Mängel: „Die Vorzüge des Protestantismus sind in der Geschichte des deutschen und angelsächsischen Stammes genügend hervorgetreten. Der puritanische Geist hat das jetzige Britannien geschaffen. Das protestantische Princip hat Deutschland zu Kraft, Disciplin und Einheit gebracht. Auf der Rehrseite gibt

es aber solche Mängel, solche Bestrebungen des religiösen Bewußtseins, welche uns nicht sympathisch sein können. Gleich jeder geistigen Kraft ist der Protestantismus gerade dort zum Sturze geneigt, wo er seine wichtigste geistige Grundlage zu haben glaubt. Bei seinem Streben nach der absoluten Wahrheit, nach der Reinigung des Glaubens, nach seiner Verwirklichung im Leben ist er gar zu sehr geneigt, an seine eigene Wahrheit zu glauben, sich zu stolzer Verehrung seiner Wahrhaftigkeit und zur Verachtung fremden Glaubens, den er mit der Unwahrheit identificirt, hinreißen zu lassen. Daher die Gefahr, in Heuchelei und pharisäischen Stolz zu verfallen. In der That lassen sich in der protestantischen Welt nicht wenig Stimmen vernehmen, die mit Kummer anerkennen, daß die Heuchelei eine Wunde des strengen Lutherthums sei. Andererseits hat der Protestantismus, der mit der Predigt von der Duldsamkeit, der Gedanken- und Glaubensfreiheit begann, in seiner weiteren Entwicklung Neigung zu einem Fanatismus besonderer Art gezeigt — zu einem Fanatismus des stolzen Verstandes und der Selbstgerechtigkeit allen übrigen Glaubensformen gegenüber. Mit Verachtung verhält sich der strenge Protestantismus zu jeder Confession, die ihm nicht gereinigt, nicht geistig, von Aberglauben und äußerlichen Formalitäten erfüllt erscheint, zu allem, was er selbst als Sklavenfessel, als Kindergewand, als Kennzeichen der Obscuranz von sich geworfen. Nachdem er sich einen besonderen Coder des Glaubens und der Gebräuche geschaffen, hält er sein Bekenntniß für das der Auserwählten, der Gebildeten und Verständigen, und ist geneigt, alle, welche an der alten Kirche festhalten, für Menschen einer niederen Kategorie zu halten, die sich zum wahren Verständniß nicht erheben können. Diese Verachtung der übrigen Confessionen kommt vielleicht unbewußt im Protestantismus zum Ausdruck, für Andersgläubige ist sie aber sehr empfindlich. Keine Religion ist von einer größeren oder geringeren Neigung zum Fanatismus frei, es ist aber lächerlich zu hören, wenn sich die Lutheraner mit der Beschuldigung des Fanatismus gegen uns wenden. Trotz jener Duldsamkeit gegen jedes Glaubensbekenntniß, welche unserm Nationalcharacter entspricht, kommen natürlich auch bei uns vereinzelt Fälle der Exclussivität und Engigkeit der kirchlichen Anschauung vor, niemals hat es aber etwas gegeben und kann es etwas geben, was jener Verachtung ähnlich wäre, mit welcher der strenge Lutheraner auf jene Eigenthümlichkeiten unserer Kirche und Eigenschaften unserer Confession blickt, die für ihn unverständlich, für uns aber von tiefer geistiger Bedeutung erfüllt sind.“ Die Betonung der russischen Duldsamkeit ist etwas, was jedem Leser gleich auffällt. . . . Die russische Kirche ist duldsam gegen jede andere Confession — wenn sie außerhalb Rußlands bleibt und innerhalb Rußlands sich auf den Aussterbeetat setzen läßt. Mehr Duldbung kann aber Pobedonoszew mit seinem russischen Glauben nicht vereinigen.

Aus Westafrika. Ein ganz neues Unternehmen ist die Mission unter der Zwergbevölkerung Africas, das demnächst zur Ausführung kommen soll. Eine englische Dame, Namens MacLean, hat, angeregt durch Stanley's Bericht über die in den Urwäldern Africas lebenden Ueberreste einer uralten Völkerfamilie, die americanisch-presbyterianische Mission durch zur Verfügung gestellte reiche Mittel bestimmt, die Arbeit unter den Zwergen von ihrem benachbarten Gebiete am Gabun aus zu beginnen. Da die meisten Zwergstämme nur von der Jagd leben, wird die Mission unter ihnen freilich große Schwierigkeiten bereiten. Doch scheinen gerade im Gabungebiete sich auch einzelne ständige Niederlassungen zu finden. Und da sie mit den Bantustämmen im Austauschverkehr stehen, so sprechen sie häufig deren Sprache. Ihre eigene, bis jetzt wenig bekannte Sprache ist von den Bantusprachen gänzlich verschieden.

(A. G. R.)